Bibliothek
der
Gesamt=Litteratur
des In= u. Auslandes.
25=Pfennig=Ausgabe.

No. 202.

Der Glückspeter

von

H. C. Andersen.

Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Otto Hendel.

Preis 25 Pfennig. — In eleg. Ganzleinenband 50 Pfennig.

In eleg. Prachtband mit Goldschnitt 1 Mark.

Jede Nummer kostet 25 Pfennig. — Jedes Bändchen ist einzeln käuflich.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Verzeichnis

der bis Ende Mai 1888

in der

Bibliothek der Gesamtlitteratur

erschienenen Bände.

	geh. M.	geh. Pf.	geb. M.	geb. Pf.
Andersen, Bilderbuch Nr. 66	—	25	—	50
„ Glückspeter Nr. 202	—	25	—	50
Baehr, Neues Buch d. Lieder Nr. 114. 115	—	50	—	75
Björnson, Kapitän Mansana (Erzählung) . . Nr. 180	—	25	—	50
Blumauer, Virgils Äneis Nr. 166. 167	—	50	—	75
Boltz, Hellenische Erzählungen . Nr. 116. 117	—	50	—	75
Brand, Wilh. F., Londoner Streifzüge . Nr. 59. 60	—	50	—	75
Bürger, Gedichte Nr. 20—22	—	75	1	—
Chamisso, Ged. Nr. 10—12	—	75	1	—
„ Pet. Schlemihl Nr. 34	—	25	—	50
Claudius, Werke. Auswahl Nr. 205. 206	—	50	—	75
Demokritos I. Über Witz und Scharfsinn. - Warum sind die Neueren den Alten an komischen Witz und komischen Schriften überlegen? Nr. 160	—	25	—	50
„ II. Bd. Langweile, Zeitvertreib, Neugier u. Leserei. Romane, Zeitungen und Zeitschriften. Über Bücher Nr. 165	—	25	—	50
„ III. Bd. Trinkkust Nr. 176	—	25	—	50
„ IV. Bd. Die Religion und die Religionen Nr. 184	—	25	—	50
„ V. Band. Die Theologen. Juristen und Advokaten. Ärzte. Philosophen. Mathematiker und Physiker. Historiker. Philologen. Nr. 204	—	25	—	50
Dickens, Heimchen am Herde Nr. 18	—	25	—	50

	geh. M.	geh. Pf.	geb. M.	geb. Pf.
Dickens, Pickwickier I. Nr. 93—95	—	75	1	—
„ Pickwickier II. Nr. 96-98	—	75	1	—
„ Weihnachtsabend Nr. 68	—	25	—	50
Eichendorff, Gedichte Nr. 170—172	—	75	1	—
„ Aus dem Leben eines Taugenichts Nr. 173	—	25	—	50
Fouqué, Undine . Nr. 67	—	25	—	50
Gellert, Fabeln und Erzählungen Nr. 99. 100	—	50	—	75
Génestet, Gedichte Nr. 49. 50	—	50	—	75
Goldsmith, Landpr. Nr. 6. 7	—	50	—	75
Goethe, Aus meinem Leben Nr. 186—191	1	50	1	75
„ Clavigo . Nr. 113	—	25	—	50
„ Egmont . . Nr. 48	—	25	—	50
„ Faust I. . . . Nr. 3	—	25	—	50
„ Faust II. . . Nr. 63	—	25	—	50
„ „ I. II. in 1 Band	—	—	—	75
„ Gedichte Nr. 35—37	—	75	1	—
„ Götz v. Berlich. Nr. 19	—	25	—	50
„ Herm. u. Dor. Nr. 9	—	25	—	50
„ Iphigenie . . Nr. 44	—	25	—	50
„ Natürl. Tochter - Jery u. Bätely . Nr. 151	—	25	—	50
„ Reineke Fuchs Nr. 130	—	25	—	50
„ Stella — Geschwister Nr. 155	—	25	—	50
„ Torqu. Tasso Nr. 57	—	25	—	50
„ Werthers L. Nr. 62	—	25	—	50
Haek, Sinnged. Nr. 51. 52	—	50	—	75
„ Ungarische Lyrik Nr. 193—195	—	75	1	—
Hart, Divan persischer Poesie Nr. 143—145	—	75	1	—
Hartmann v. d. Aue, Der arme Heinrich . . Nr. 84	—	25	—	50
Hauff, Bettlerin . . Nr. 28	—	25	—	50

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags.



H. C. Andersen.

Der Glückspeter.

Erzählung

von

H. C. Andersen.

Deutsch

von

Marie Fiesel.

Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

Vorbemerkung.

Hans Christian Andersen, der später so berühmte dänische Schriftsteller, wurde im Jahre 1805 zu Odensee auf Fünen als Sohn eines armen Handwerkers geboren. Den ersten dürftigen Unterricht genoß er in seiner Vaterstadt. Nach dem Tode seines Vaters sollte er auf Wunsch der Mutter gleichfalls ein Handwerk erlernen, doch einer Stimme im Innern folgend, die ihn zu Höherem berief, erwirkte er nicht ohne Kampf die Erlaubnis, nach Kopenhagen zu gehen und dort sein Glück zu versuchen. Nur von dem brennenden Wunsche, berühmt zu werden, geleitet und ebenso unbekannt mit der großen Welt da draußen wie mit seinen eignen schlummernden Talenten und Anlagen, wußte der Knabe anfangs nicht, auf welchem Gebiete der Kunst er diese am besten verwerten könne. Er versuchte sich nach einander im Schauspiel, im Ballett und als Sänger; aber überall stand ihm seine unansehnliche Gestalt und sein kleinstädtisches, linkisches Benehmen im Wege. So würden ihn selbst die mitgebrachten Sparpfennige nicht vor dem drückendsten Mangel geschützt haben, hätten nicht wohlwollende Freunde, wie der Musikprofessor Siboni und der Konferenzrat Collin, das in ihm schlummernde Genie erkannt und auf die rechten Bahnen geleitet. Diese Männer ermöglichten ihm zunächst die Aufnahme in die Theaterschule zu Kopenhagen und verschafften ihm später die Mittel zum Studium.

Schon als Schüler lenkte Andersen durch mehrere lyrische Erzeugnisse die Aufmerksamkeit auf sich, und während der Studienzeit erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte, welche dem Autor ein königliches Reisestipendium eintrug und ihm zuerst den Besuch Deutschlands und später eine längere Reise nach Italien ermöglichte. Es war in Rom, wo der Dichter die Eindrücke der ihn umgebenden Natur, des italienischen Volkslebens, der großen Stadt und ihrer Kunstschätze zusammen mit den Erinnerungen seiner Heimat und Kindheit zu dem herrlichsten Roman, „Der Improvisator“, gestaltete. Andersens spätere Reisen durch ganz Europa, die selbst auf Kleinasien und Ägypten ausgedehnt wurden, brachten ihm selbst immer neue Anregung. Anmutige Schilderungen derselben finden sich in seinen Reisebeschreibungen „Eines Dichters Bazar“, „Reiseschatten“, „In Schweden“, „In Spanien“, in seiner Selbstbiographie, dem „Abenteuer meines Lebens“, sowie zerstreut durch seine übrigen

Schriften. Zum Teil auf diesen Reisen, zum Teil in Kopenhagen, wo der Dichter seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, entstanden dann seine übrigen Werke, unter denen der Roman „Nur ein Geiger“, das „Bilderbuch ohne Bilder“ und vor allem die „Märchen“ in Deutschland bekannt sind und sich einer allgemeinen Beliebtheit erfreuen. Andersen war nie verheiratet. Er starb in Kopenhagen, hochgeehrt und geachtet, am 6. August 1876.

Die Werke Andersens zeichnen sich sämtlich durch lebendige Phantasie, Gemüt, zarte Empfindung und Lebenswärme aus. Durch viele derselben weht ein Zug von Schwermut — sind es doch zum großen Teil seine eignen Lebensschicksale und Erfahrungen, die er darin niedergelegt hat. Deshalb ist auch die Schilderung der Jugendjahre im „Improvisator“ und „Geiger“ so meisterhaft geglückt, weil er darin die Enttäuschungen, Sorgen und Entbehrungen, aber auch die Freuden und Hoffnungen der eigenen Kindheit neu belebt. Der Dichter selbst ist der arme Geiger, der vaterlose Knabe, der mit keiner andern Stütze als dem Vertrauen auf Gott und gute Menschen in die weite Welt geht; er selbst das häßliche, von allen verstoßene junge Entlein, das später als herrlicher Schwan die Fittiche entfaltet. Ja, in Andersens Hand gestaltet sich das Märchen zur Wirklichkeit und die Wirklichkeit zum schönsten Märchen.

In mancher Hinsicht von Andersens übrigen Romanen verschieden ist die vorliegende kleine Novelle, der „Glückspeter.“ Hier blicken wir in ein frohes, glückliches Menschenleben, voll Sonnenschein und Lebenslust. In die Hand des glücklichen Künstlers hat der Genius seinen Schlüssel gelegt, der die Thür zu allen Herzen öffnet. Auch ihm bleibt schwerer Herzenskummer nicht erspart, aber im rastlosen Schaffen findet seine gesunde, kräftige Natur Heilung und ringt sich hindurch zu Freiheit und neuer Lebensfreude. Selbst mit den Tiefen des Schmerzes und der Leidenschaft vertraut, besitzt nunmehr der gottbegnadete Künstler die Zaubermacht, sie überwältigend zur Darstellung zu bringen.

Maßgebender Gesichtspunkt bei der Übersetzung des vorliegenden Bändchens war möglichste Treue und enger Anschluß an den schmucklosen, ungekünstelten Stil des Originals. Möge das bislang in unsrer Heimat wenig bekannte Büchlein in seiner anspruchslosen Einfachheit dem liebenswürdigen Dichter viele neue Freunde gewinnen!

Marie Fiesel.

Der Glückspeter.

I.

In der vornehmsten Straße lag ein prächtiges, altmodisches Haus; die weiße Tünche an demselben war überall mit Glasstückchen untermischt, so daß sie im Sonnen- und Mondenschein glänzte, als wäre sie mit Diamanten bedeckt. Das war ein Zeichen von Reichtum, und Reichtum wohnte auch darin. Man sagte, daß der Grossist der Mann wäre, der zwei Tonnen Gold mitten in sein Staatszimmer stellen könnte, und außerdem, als Sparbüchse für die Zukunft, ein Viertelmaß mit Goldmünzen vor die Thüre der Stube, in welcher sein kleiner Sohn geboren wurde.

Der Kleine hatte seinen Einzug in das reiche Haus gehalten; da gab es große Freude vom Keller bis zum Bodenraum; doch nach einigen Stunden wurde die Freude da oben noch viel größer. Der Packträger und seine Frau wohnten dort, und auch bei ihnen traf ein kleiner Sohn ein, geschenkt von unserm Herrgott, gebracht vom Storch und vorgezeigt von der Mutter. Auch hier stand ganz zufällig eine Vierteltonne vor der Thür; aber das war keine Goldtonne — das war eine Kehrichttonne.

Der reiche Großhändler war ein äußerst wohlwollender und ehrenwerter Mann, seine Frau — sie ging fein und vornehm gekleidet — war gottesfürchtig und zugleich milde und gut gegen die Armen. Alle gönnten ihnen das Glück, einen kleinen Sohn bekommen zu haben, der heranwachsen und so geartet und so reich werden sollte, wie sein Vater.

Der Kleine wurde in der Taufe Felix genannt, das heißt auf Lateinisch „glücklich“, und das war er, und seine Eltern noch mehr.

Der Packträger, ein herzensguter Mensch, und seine Frau, so hübsch und arbeitsam, waren bei allen beliebt, die sie kannten; sie waren so überglücklich über ihren Sohn: und er wurde Peter getauft.

Das Kind im ersten Stockwerk und das Kind in der Wohnung unter dem Dache bekamen beide von ihren Eltern gleich viele Küsse, und gleich viel Sonnenschein von unserm Herrgott; aber sie hatten so ungleiche Plätze erhalten, der eine niedrig, der andere in der Höhe. Peter saß zu oberst im Dachstübchen und erhielt seine eigne Mutter zur Amme; der kleine Felix bekam eine fremde Person, aber tüchtig und ehrlich, das stand in ihrem Zeugnis. Das reiche Kind erhielt einen herrlichen Korbwagen und wurde in demselben von seiner geputzten Amme umhergefahren; das Kind auf dem Boden ward von seiner eignen Mutter auf den Armen getragen, sowohl wenn sie in Sonntags- wie in Werktagskleidern war, und das war immer gleich vortrefflich.

Beide lernten bald Sachen und Dinge unterscheiden, konnten mit der Hand zeigen, wie groß sie waren, und ein oder das andere Wort in ihrer Muttersprache sagen. Gleich artig und gleich närrisch waren sie beide, und sie wurden in gleicher Weise verzogen. Als sie heranwuchsen, hatten sie gleich große Freude an den Pferden und Wagen des Großhändlers. Felix durfte mit seiner Amme im Kutschwagen sitzen und auf die Pferde sehen; Peter durfte am Fenster sitzen und auf den Hof sehen, wenn die Herrschaft ausfahren wollte, und wenn sie fortgefahren waren, setzte er zwei Stühle vor einander, und dann kutschierte er selbst; er war ein richtiger Kutscher, und das war mehr, als sich nur einbilden Kutscher zu sein. Sie hatten sich das beide gemerkt, aber sie waren schon einige Jahre alt, als sie zuerst mit einander sprachen. Felix ging stets in Sammet und Seide gekleidet, aber mit bloßen Knien, auf englische Manier.

„Wie das arme Kind frieren muß!“ sagten die Bewohner der Dachstube.

Peter hatte Hosen, die bis auf die Füße reichten; aber eines Tages sprangen sie ihm mitten über dem Knie, und nun war er ebensogut luftig und gleich nackend wie des Großhändlers kleiner, feiner Sohn; dieser kam mit seiner Mutter und wollte aus der Thür, Peter kam mit der seinen und wollte hinein.

„Gieb Peterchen die Hand,“ sagte die Dame, „ihr beide könnt mit einander sprechen.“

Und der eine sagte „Peter“ und der andere sagte „Felix“; ja, und dann sprachen sie für das Mal nichts weiter.

Die reiche Frau verhätschelte ihren Sohn; aber wer Peter am meisten verhätschelte, das war seine Großmutter. Sie hatte schwache Augen; trotzdem sah sie viel mehr an dem kleinen Peter, als Vater und Mutter sehen, ja mehr als irgend ein andrer Mensch entdecken konnte.

„Das liebe Kind,“ sagte sie, „wird schon in der Welt vorwärts kommen! er ist mit einem Goldapfel in der Hand geboren, das kann ich mit meinen trüben Augen sehen. Da liegt ja der Apfel und glänzt!“ und sie küßte den Kleinen mitten in die Hand.

Seine Eltern konnten nichts sehen, und noch weniger Peter, aber als er groß und verständig wurde, glaubte er gern daran.

„Das ist nur ein solches Märchen, nur eine Geschichte, wie Großmutter sie erzählt,“ sagten die Eltern.

Ja, Großmutter konnte erzählen, das muß ich sagen! Peter wurde nicht müde, immer wieder dasselbe zu hören. Sie lehrte ihn einen Psalm und das Vaterunser lesen, und er konnte es hersagen, nicht wie eine Reihe von Worten, wobei man sich nichts denkt: jede einzelne Bitte darin erklärte sie ihm. Besonders dachte er an das, was Großmutter über die vierte Bitte sagte, über die Worte: „Unser täglich Brot gieb uns heute,“ welche so zu verstehen wären, daß es für den einen nötig sei, Weizenbrot zu bekommen, für den andern Schwarzbrot; der eine müßte ein großes Haus haben, da er viele Leute um sich habe, ein anderer, in kleinen Verhältnissen, könnte ebenso glücklich in einem kleinen Bodenstübchen leben. Es beruhe also nur auf den verschiedenen Bedürfnissen, was unter „täglichem Brot“ zu verstehen sei.

Peter hatte nun ganz gewiß sein gutes tägliches Brot und lebte die glücklichsten Tage; doch sollte das nicht immer so bleiben. Es gab Krieg; die junge Mannschaft mußte ausziehen und die alte auch; Peters Vater war unter den Einberufenen, und bald erfuhr man, daß er unter den ersten war, die im Kampfe gegen den überlegenen Feind fielen.

Da zog bittere Sorge ein in dem kleinen Bodenstübchen. Die Mutter weinte, die Großmutter und der kleine Peter weinten; und so oft einer von den Nachbarn zu ihnen hinauf kam, begann man von dem Vater zu erzählen, und dann weinten alle. Die Witwe durfte indes im ersten Jahre ganz frei in der Dachstube wohnen bleiben, und später sollte sie

nur eine unbedeutende Miete zahlen. Großmutter blieb bei der Mutter wohnen, welche ihren Unterhalt dadurch erwarb, daß sie für „vornehme Herren" wusch, wie sie dieselben nannte. Peter kannte weder Mangel noch Kummer; er erhielt vollauf zu essen und zu trinken, und Großmutter erzählte ihm so seltsame und wunderbare Geschichten von der großen, weiten Welt, daß er sie eines Tages fragte, ob sie nicht beide in ein fremdes Land fahren wollten und wieder heimkommen als Prinz und Prinzessin mit goldenen Kronen auf dem Kopfe. „Ich bin zu alt dazu," sagte Großmutter, „und du mußt erst schrecklich viel lernen, groß und stark werden und dabei ein so gutes, liebes Kind bleiben, wie du jetzt bist."

Peter ritt auf einem Steckenpferd in der Stube umher; er hatte zwei solcher Pferde; aber der Sohn des Großhändlers hatte ein wirkliches, lebendes Pferd, das so klein war, daß man es wohl ein Pferdekind hätte nennen mögen; Peter nannte es auch so, und größer konnte es nicht werden. Felix ritt auf dem Hofe umher, ja sogar aus dem Thore mit seinem Vater und einem königlichen Bereiter. In der ersten halben Stunde darauf mochte Peter seine Pferde gar nicht leiden und ritt nicht auf ihnen; aber dann fragte er seine Mutter, warum er nicht wie Felix ein wirkliches Pferd hätte, und die Mutter sagte: „Felix wohnt ja zu ebener Erde und nahe bei dem Stalle, aber du hoch unter dem Dache; man kann auf dem Hausboden keine Pferde haben, wenigstens keine andre als du hast; reite du auf ihnen."

Und so ritt Peter; zuerst bis an den Koffer, den großen Kasten mit den vielen Schätzen, mit seinen und der Mutter Sonntagskleidern und den blanken Silberthalern, welche für die Miete zurückgelegt wurden. Dann ritt er bis zu dem Kachelofen, welchen er den schwarzen Bären nannte; der schlief den ganzen Sommer, aber wenn der Winter kam, mußte er fleißig werden und die Stube wärmen und das Essen kochen.

Peter hatte einen Gevatter und der kam unausbleiblich jeden Sonntag und aß mit ihnen zu Mittag. Er war zurückgekommen, sagten Mutter und Großmutter. Zuerst war er Kutscher gewesen, hatte ein Glas zu viel getrunken und war auf seinem Posten eingeschlafen, und das darf weder ein Kutscher noch ein Soldat. Dann war er Knecht bei einem Mietsfuhrmann geworden und kutschierte zuweilen die vornehmsten Leute mit Droschken und Kaleschen; aber nun fuhr er den Kehrichtwagen, fuhr von Thür zu Thür und schwang die Peitsche; und heraus kamen die Mägde und Hausfrauen

mit vollen Ascheneimern und warteten auf den Wagen, und er bekam allerlei mitzunehmen, Asche und Kehricht.

Eines Tages war Peter vom Boden herabgekommen, die Mutter hatte einen Ausgang in die Stadt gemacht; er stand in dem offenen Thorweg; außen hielt der Gevatter mit seinem Karren. „Willst du mitfahren?“ fragte er; das wollte Peter gern, aber nur bis um die Straßenecke.

Seine Augen strahlten vor Freude, als er neben seinem Gevatter auf dem Sitz saß und die Peitsche in die Hand bekam. Peter fuhr mit richtigen, lebendigen Pferden, fuhr bis auf den Marktplatz. Da kam seine Mutter; sie sah ganz ärgerlich aus, angenehm war es eben nicht, das eigene Söhnchen auf einem Kehrichtwagen zu sehen. Er mußte schnell herunter; doch dankte sie dem Gevatter. Zu Haus angekommen, untersagte sie Peter jedoch, die Fahrt noch einmal zu machen.

Eines Tages kam er wieder an den Thorweg; diesmal war kein Gevatter da, welcher ihn zu einer Spazierfahrt verlocken konnte; aber da waren andere Versuche, zwei, drei, vier kleine Gassenjungen lagen da und wühlten im Rinnstein, um da aufzusuchen, was der eine oder andere etwa verloren hatte. Oft hatten sie einen Knopf oder eine Kupfermünze gefunden, manchmal hatten sie sich aber auch nur an einem Flaschenscherben geschnitten oder mit einer Stecknadel gestochen, welches gerade jetzt der Fall war. Peter mußte dabei sein, und wie er die Hand in den Rinnstein steckte, fand er eine Silbermünze.

Nicht lange darauf lag er wieder und wühlte im Rinnstein; die andern holten sich nur schmutzige Finger, aber er fand einen Goldring, und als er ihn seinen Kameraden zeigte, zischten sie ihn aus und nannten ihn „Glückspeter“. Er sollte nicht mehr die Erlaubnis haben mitzumachen, wenn die andern wühlten.

Hinter dem Garten des Großhändlers lag eine leere Grube, welche ausgefüllt und dann als Bauplatz benutzt werden sollte. Dorthin wurde Sand und Kehricht gefahren; der Gevatter fuhr denselben, aber Peter durfte nicht mitfahren. Die Gassenbuben gruben mit Spaten und Händen in dem Kehrichthaufen, immer fand sich das eine oder andere, was des Aufhebens wert war.

Nun kam der kleine Peter.

Sie sahen ihn und riefen: „Glückspeter, packe dich fort!“ und als er dennoch näher kam, warfen sie mit Erdklumpen

nach ihm; einer davon schlug an seine Schuhe und brach auseinander; etwas Glänzendes rollte heraus; Peter nahm es auf, es war ein kleines Bernsteinherz. Er sprang damit heim; die andern merkten nicht, daß er selbst dann, wenn sie ihn verfolgten, ein Glückskind war.

Die Silbermünze, welche er gefunden hatte, wurde in seine Sparbüchse gesteckt; der Ring und das Bernsteinherz wurden der Frau des Großhändlers vorgezeigt, denn die Mutter wollte wissen, ob das Fundgut wäre, welches „bei der Polizei angemeldet werden müßte."

Wie glänzten die Augen der Dame, als sie den Ring sah! Das war ja ihr eigner Verlobungsring; sie hatte ihn vor drei Jahren verloren und so lange hatte er im Rinnstein gelegen!

Peter bekam ehrlichen Finderlohn, der wurde in die Sparbüchse gelegt; das Bernsteinherz war eine unbedeutende Sache; Peter konnte es gern behalten.

In der Nacht lag das Bernsteinherz auf dem Pult, und Großmutter im Bette.

„Ei, was brennt denn da?" sagte sie, „das sieht ja aus, als ob da ein brennendes Licht läge." Sie richtete sich auf und sah nach; das war das kleine Bernsteinherz. Ja, Großmutter mit ihren trüben Augen sah oft mehr, als alle andern sehen konnten. Sie hatte ihre eignen Gedanken über die Sache. Am nächsten Morgen nahm sie ein kleines Band, zog dasselbe durch das Loch, das oben in dem Bernsteinherzen saß, und hängte dieses ihrem kleinen Großsohn um den Hals.

„Du darfst dies niemals ablegen, außer wenn ein neues Band eingezogen wird. Du darfst noch viel weniger den andern Buben zeigen, daß du es hast, denn sie nehmen es dir fort, und dann bekommst du Magenschmerzen." Das war nämlich das einzige Leiden, welches er bislang kennen gelernt.

Es lag auch eine wunderbare Kraft in dem Bernsteinherzen. Großmutter zeigte ihm, wenn man es mit den Händen rieb und einen Halm oder Papierstückchen in die Nähe brachte, so wurden diese gleichsam lebendig, flogen dem Herzen zu und wollte nicht mehr davon lassen.

II.

Der Sohn des Großhändlers bekam einen Informator, der mit ihm allein las und allein mit ihm spazieren ging. Peter sollte auch Kenntnisse erwerben; er kam mit einer Menge

anderer Knaben in die Schule; sie spielten zusammen, und das war viel vergnüglicher, als immer nur allein mit dem Hauslehrer zu gehen. Peter wollte nicht tauschen.

Er war ein Glückspeter; aber der Gevatter war auch ein Glückspeter, obgleich er nicht Peter hieß. Er gewann in der Lotterie vierhundert Reichsthaler auf ein Los, das er mit elf andern zusammen gekauft hatte. Er legte sich schnell neue Kleider zu und befand sich wohl darin.

Aber Glück kommt nie allein; es hat immer Gesellschaft, und das war hier der Fall. Der Gevatter gab den Kehrichtkarren ab und ging ans Theater.

„Warum nicht gar!“ sagte Großmutter, „er ist ans Theater gegangen! Als was denn?“

„Als Maschinist.“

Das war ein Platz um vorwärts zu kommen. Er wurde ein ganz anderer Mensch und hatte großes Vergnügen an den Aufführungen, obgleich er sie immer nur von oben oder von der Seite sah. Das Schönste war aber das Ballett; aber das erforderte auch die schwerste Arbeit und Aufmerksamkeit, und es war sehr feuergefährlich; da tanzten sie sowohl im Himmel wie auf der Erde. Das war etwas, was der kleine Peter sehen mußte, und als eines Abends große Generalprobe sein sollte, wie man es nennt, bei einem neuen Ballett, wo sie ebenso gekleidet und ausgeputzt sind, als an dem Abend, wo das Publikum Geld bezahlen muß, um die Herrlichkeit zu sehen, versprach er, Peter mitzunehmen und auf einen Platz zu stellen, wo er alles sehen könnte.

Es war ein biblisches Ballett: „Simson“; die Philister tanzten um ihn, und er riß das ganze Haus über sich und ihnen zusammen; doch es waren sowohl Feuerspritzen wie Feuerwehrleute bei der Hand, wenn sich ein Unglück ereignen sollte.

Peter hatte nie eine Komödie gesehen, vielweniger noch ein Ballett; er bekam seine Sonntagskleider an und folgte dem Gevatter zum Theater. Das sah aus wie ein großer Trockenboden mit vielen Gardinen und Schirmen, langen Seilen am Boden, Licht und Lampen. Da gab es so viele Schlingwege nach oben und unten und dahinter sah es aus wie eine große Kirche mit Emporen. Weiter hinten war der Boden abschüssig, und hier setzte man Peter hin und sagte ihm, daß er bleiben und zusehen könnte, bis man ihn nach Hause brächte. Er hatte drei Butterbrote in der Tasche; hungern sollte er nicht.

Bald wurde es hell und heller; als ob sie aus dem Boden aufgestiegen wären, traten eine Menge Spielleute mit Flöten und Geigen auf. Zu den Bänken, wo Peter saß, kamen Leute und setzten sich; einige waren in Straßenkostüm, doch dann kamen auch Ritter mit Goldhelmen, schöne Fräulein in Flor und Blumen, ja sogar weißgekleidete Engel mit Flügeln auf dem Rücken, die setzten sich hoch und niedrig, auf die Bänke, auf den Boden, selbst zwischen die Lichter, um zuzusehen. Sie waren allesamt Balletttänzer, aber Peter wußte das nicht; er glaubte, daß sie in dem Märchen zu Hause wären, das Großmutter erzählt hatte. Und dann kam eine Frau; sie war die allerschönste mit Goldhelm und Speer; sie sah stolz auf die andern herab und setzte sich zwischen einen Engel und einen Zauberer. Nein, wie viel gab es da zu sehen! und das Ballett hatte noch nicht einmal begonnen.

Plötzlich wurde es still; ein schwarz gekleideter Mann schwang einen kleinen Zauberstab über die Musikanten, die begannen zu spielen, es brauste durch das Haus, und die ganze Wand hob sich in die Höhe. Man sah in einen Blumengarten, wo die Sonne schien und eine Menge Menschen tanzten und umhersprangen. Niemals hatte Peter sich etwas so Schönes denken können! Soldaten marschierten da auf, und es war Krieg, und dann gab es eine große Mahlzeit, und der starke Simson und seine Liebste waren da. Aber sie war ebenso abscheulich wie schön; sie verriet ihn; die Philister stachen ihm die Augen aus; er mußte die Steine in der Mühle drehen und wurde in dem großen Tanzsaal zum Gespött aufgestellt; doch siehe, da erfaßte er den großen Hauptpfeiler, der das Dach trug, und riß ihn und das ganze Haus über den Haufen, dasselbe stürzte zusammen und verbrannte in den schönsten roten und grünen Flammen.

Peter hätte da sein ganzes Leben lang sitzen können, sogar wenn die Butterbrote aufgegessen waren; und die wurden aufgegessen.

Ja, da gab es zu erzählen, als er heimkam! Es war nicht leicht, ihn ins Bett zu bringen; er stand auf einem Bein und streckte das andere aus; das hatten Simsons Liebste und alle die andern Fräulein gethan. Er trat die Tretmühle um der Großmutter Stuhl und stülpte zwei Stühle und ein Kopfkissen über sich, um zu zeigen, wie der Tanzsaal zusammenbrach. Er zeigte das und führte es mit voller Musik aus; die gehörte dazu, denn im Ballett wurde nicht gesprochen. Er sang hoch und tief, mit und ohne Worte; es war gar kein

Zusammenhang darin; es war gerade wie eine Oper. Das Merkwürdigste war indes seine schöne, glockenreine Stimme, aber davon redete niemand.

Peter hatte früher gewünscht, in einen Gewürzladen zu kommen, um über Pflaumen und Streuzucker zu gebieten, jetzt wußte er, daß es etwas weit Herrlicheres gab, und das war „in Simsons Ballett aufzutreten.“ Es gab gewißlich viele arme Kinder, die diesen Weg eingeschlagen hatten, versicherte Großmutter, und waren feine und angesehene Leute geworden; doch sollte ein Mädchen ihrer Familie niemals den Weg gehen; ein Knabe immerhin, der stände sicherer.

Peter hatte keines der kleinen Mädchen fallen sehen, ehe das ganze Haus zusammenstürzte, und sie alle zusammen fielen.

III.

Peter wollte und mußte Balletttänzer werden.

„Ich habe keine Ruhe vor ihm,“ sagte seine Mutter.

Endlich versprach Großmutter, ihn eines Tages mit zum Ballettmeister zu nehmen, der ein prächtiger Mann war und ein eignes Haus besaß wie der Großhändler. Würde es Peter einst auch so weit bringen? Unserm Herrgott ist kein Ding unmöglich. Peter hatte den Glücksapfel in seiner Hand; das Glück lag ihm in den Händen, vielleicht lag es auch in den Beinen.

Peter kam zu dem Ballettmeister und erkannte ihn sogleich wieder; das war ja Simson! Seine Augen hatten bei den Philistern nicht den geringsten Schaden genommen. Doch er wußte, das war ja lauter Komödie. Und Simson sah so mild und gelassen auf ihn, sagte, daß er sich gerade halten und ihn fest ansehen und seine Fußgelenke zeigen sollte. Peter zeigte den ganzen Fuß und das Bein dazu.

„Und so wurde er beim Ballett angestellt,“ sagte Großmutter.

Mit dem Ballettmeister wurde die Sache schnell in Richtigkeit gebracht, doch hatten Mutter und Großmutter zuvor viele Vorbereitungen getroffen und mit einsichtigen Personen gesprochen, zuerst mit der Großhändlersfrau, welche meinte, das wären gute Aussichten für die Zukunft für einen so flinken und gewandten Knaben wie Peter; sodann hatten sie mit Fräulein Frandsen gesprochen; sie verstand sich auf das Ballett; sie war einst in der Großmutter jüngeren Tagen die anmutigste Tänzerin auf dem Theater gewesen, hatte als Göttin und als Priesterin getanzt, war gefeiert worden, wo sie kam und ging

— aber dann wurde sie älter, das werden wir alle, sie erhielt nicht mehr die Hauptrollen, mußte unter der Jugend tanzen, und endlich zog sie sich ganz vom Tanz zurück, ging zum Kostüm über und kleidete die andern zu Göttinnen und Priesterinnen aus.

„Ja, so geht es," sagte Fräulein Frandsen; „die Theaterlaufbahn ist angenehm aber dornig, da gedeiht der Skandal, der Skandal!"

Das Wort verstand Peter nicht; aber er sollte es verstehen lernen.

„Er will aber mit Leib und Leben ins Ballett," sagte die Mutter.

„Ein artiger und frommer Knabe ist er," sagte Großmutter.

„Und wohlgestaltet," sagte Fräulein Frandsen. „Wohlgestaltet und moralisch; das war meine Glanzperiode!"

Und Peter kam in die Tanzschule und bekam Sommerkleider und Schuhe mit dünnen Sohlen, um leicht zu sein. Alle älteren Tänzerinnen küßten ihn und sagten, daß er so süß wäre, daß man ihn aufessen könnte.

Er mußte sich kerzengerade hinstellen, die Füße nach außen setzen und sich an einer Stange halten während er austrat, zuerst mit dem rechten Bein und dann mit dem linken. Das war bei weitem nicht so schwer für ihn, als für die meisten andern. Der Ballettmeister klopfte ihm auf die Schulter und sagte, daß er bald mit ins Ballett sollte; er sollte ein Königskind darstellen, welches auf Schultern getragen würde, und mit der Goldkrone geschmückt werden. Er wurde in der Tanzschule einexerziert und mußte seine Rolle auf dem Theater selbst repetieren.

Die Mutter und Großmutter mußten hin, um Peter in all seinem Glanz zu sehen; sie sahen ihn und weinten alle beide, obgleich es so lustig war. Peter in all seiner Pracht und Herrlichkeit hatte sie nicht gesehen, aber Großhändlers hatte er gesehen; die saßen in der Loge, welche der Bühne am nächsten ist. Der kleine Felix war dabei in seinen besten Kleidern; er trug Handschuhe an den Händen, wie die erwachsenen Herren, und saß den ganzen Abend mit dem Operngucker vor den Augen, obgleich er ohne denselben ganz gut sehen konnte, gerade wie die erwachsenen Herren. Er sah auf Peter; Peter sah auf ihn, und Peter war ein Königskind mit einer Goldkrone auf dem Haupte. Dieser Abend brachte die beiden miteinander in nähere Berührung.

Als sie einige Tage darauf sich auf dem Hofe begegneten, ging Felix auf Peter zu und sagte, daß er ihn gesehen hätte, als er ein Prinz war. Er wußte ganz gut, daß er es nun nicht mehr war; aber er hatte doch sowohl Kleider als Krone getragen.

„Sonntag werde ich sie wieder tragen!" sagte Peter.

Felix bekam das nicht zu sehen, aber er dachte den ganzen Abend daran; er wäre gern an Peters Stelle gewesen. Er hatte nicht Fräulein Frandsens Erfahrung, daß die Theaterlaufbahn dornenvoll und der Skandal dort zu Hause ist; das wußte Peter noch ebenso wenig, aber er sollte es erfahren.

Die kleinen Kameraden, die Tanzschüler, waren nicht immer so gewandt, wie sie sein sollten, obgleich sie oft als Engel mit Flügeln auf den Schultern auftraten. Da war ein kleines schnippisches Mädchen, Malla Knallerny, die jedesmal wenn sie als Page gekleidet war, und Peter auch einen solchen vorstellen mußte, ihm böswillig gegen die Waden trat, was man an seinen Strümpfen sehen konnte; da war ein garstiger Knabe, der ihn immer in der Rücken stach und eines Tages aus Versehen Peters Butterbrote aufaß; aber das war unmöglich, denn Peter hatte Fleischklößchen auf seinem Butterbrot, und der andre Knabe hatte keine auf dem seinigen, so daß man sie gar nicht verwechseln konnte.

Es wäre schwer, alle Kränkungen aufzuzählen, welche Peter erduldete, doch war das Schlimmste noch nicht eingetreten, das stand ihm noch bevor. Da wurde ein Ballett aufgeführt, das hieß der Vampyr; in demselben waren die meisten Tanzschüler vom Ballett als Fledermäuse verkleidet und hatten grau gesprenkelte Kostüme, welche eng an den Körper anschlossen; schwarze Flügel von Flor standen von den Schultern ab. Die Kleinen sollten auf den Zehenspitzen so leicht, als ob sie flögen, umherspringen, und rund auf dem Boden umherschnurren. Das konnte Peter ganz besonders geschickt; aber seine Beinkleider und Jacke, die ein einziges Stück ausmachten, waren alt und spröde und hielten die Anstrengung nicht aus, so daß, als er vor aller Leute Augen umherschnurrte, er hinten vom Rücken herab bis zu den Beinen platzte und sein kurzes weißes Hemdchen hervorsah.

Alle Menschen lachten; Peter merkte das und wußte, daß er hinten geplatzt war; er schnurrte und flatterte, aber es wurde nur schlimmer und schlimmer. Das Publikum lachte lauter und lauter, die andern Fledermäuse lachten auch; das flatterte um ihn herum und um so schlimmer, je mehr die Zuschauer klatschten und Bravo riefen.

„Das ist für den geplatzten Vampyr," sagten die Tanzschüler, und seitdem nannten sie ihn nur „den Geplatzten."

Peter weinte; Fräulein Frandsen tröstete ihn. „Das ist purer Skandal," sagte sie. Nun wußte Peter, was Skandal war.

Außer der Tanzschule existierte noch eine besondere Schule am Theater, wo die Ballettschüler lesen, schreiben und rechnen lernten, samt Geschichte und Geographie; ja, sie hatten auch einen Religionslehrer, denn es ist nicht genug, daß man tanzen kann; hier in der Welt wird mehr verlangt, als daß man seine Tanzschuhe ausnutzt. Auch hier war Peter gewandt, ja der Allergewandteste, und er wurde gelobt. Doch die Kameraden nannten ihn auch ferner den Geplatzten. Das war gewiß nur Spaß; aber schließlich wollte er es nicht länger ertragen; er schlug um sich und traf einen der andern Knaben so unglücklich, daß er unter dem linken Auge blau wurde und mit Weiß geschminkt werden mußte, als er am Abend im Ballett auftreten sollte. Peter bekam derbe Verweise von dem Tanzlehrer, aber die allerärgsten von der Aufwärterin, denn es war ihr Sohn, dem er aufgewartet hatte.

IV.

Viele Gedanken kreuzten sich im Kopfe des kleinen Peter, und als er eines Sonntags seine besten Kleider an hatte, begab er sich, ohne seiner Mutter und Großmutter, ja ohne selbst Fräulein Frandsen, die sonst immer so guten Rat gab, ein Wort davon zu sagen, direkt zu dem Kapellmeister; er glaubte, daß der Mann außerhalb des Balletts der Mächtigste wäre. Freimütig trat er ein und sagte:

„Ich bin in der Tanzschule; aber da ist so viel Skandal, und deshalb möchte ich gern zum Schauspiel übergehen oder zum Gesang, wenn Sie erlauben."

„Hast du Stimme?" fragte der Kapellmeister und sah ihn ganz freundlich an. „Ich glaube, ich kenne dich; wo habe ich dich nur gesehen? Warst du es nicht, der im Rücken platzte?" und nun lachte er; aber Peter wurde rot wie Blut. Er war gewiß kein „Glückspeter", wie Großmutter ihn nannte. Er sah auf seine Füße nieder und wünschte weit, weit fort zu sein.

„Singe einmal vor mir!" sagte der Kapellmeister; „nun, nur frischen Mut, meine Junge!" Er faßte ihn unter das Kinn, Peter sah in seine freundlichen Augen, und so sang er eine Melodie, welche er auf dem Theater in der Oper „Robert der Teufel" gehört hatte, „Gnade für mich!"

„Sie ist schwer, aber es geht!" sagte der Kapellmeister.

Du hast ja eine prächtige Stimme, wenn sie nur nicht auch im Rücken platzt!" Und er lachte und rief seine Frau. Sie mußte Peter singen hören, und sie nickte mit dem Kopf und sagte etwas in fremder Sprache. In diesem Augenblick trat der Gesanglehrer vom Theater herein. Er war es, den Peter hätte aufsuchen sollen, wenn er zur Oper übergehen wollte; nun kam der Gesanglehrer von selbst, zufällig, wie man zu sagen pflegt. Er bekam auch „Gnade für mich" zu hören; aber er lachte nicht und sah auch gar nicht so freundlich aus, wie der Kapellmeister und dessen Frau. Doch wurde ausgemacht, daß Peter Singstunde haben sollte.

„Nun ist er auf dem rechten Wege," sagte Fräulein Frandsen, „man kommt mit der Stimme weiter als mit den Beinen! Hätte ich Stimme gehabt, so wäre ich eine große Sängerin geworden, und wäre nun vielleicht Freifrau!"

„Oder Buchbindersfrau," sagte die Mutter. „Wenn Sie reich geworden wären, so hätten Sie gewiß den Buchbinder genommen!"

Diese Andeutung können wir nicht verstehen; aber Fräulein Frandsen verstand sie.

Peter mußte vor ihr und vor Großhändlers singen, als diese erfuhren, daß er eine neue Laufbahn am Theater erwählt. Er wurde eines Abends nach unten eingeladen, als sie Gesellschaft hatten. Und er sang mehrere Lieder, unter andern auch „Gnade für mich". Die ganze Gesellschaft klatschte Beifall und Felix mit. Er hatte ihn schon früher das ganze Ballett Simson in der Stallthür singen hören, und das war das schönste, was man sich denken konnte.

„Man kann doch kein Ballett singen!" sagte die Dame.

Ja, Peter könnte das, behauptete Felix, und dann wurde Peter gebeten, es zum besten zu geben.

Er sang und deklamierte, er trommelte und brummte; das war kinderleicht, aber es kamen auch Teile aus bekannten Schauspielen vor, die ganz gut zu dem paßten, was das Ballett ausdrücken will. Die Gesellschaft fand alles vorzüglich, sie lachten und lobten, der eine noch lauter wie der andere. Die Großhändlersfrau gab Peter ein großes Stück Torte und einen Silberreichsthaler.

Der Knabe war überfroh und glücklich, bis er ganz abseits einen Herrn entdeckte, der ihn sehr ernst betrachtete; es lag nichts Abweisendes und keine Härte in dieses Mannes dunklen Augen, er lachte aber gar nicht und sprach nicht ein freundliches Wort: das war der Gesanglehrer vom Theater.

Am nächsten Vormittag sollte Peter zu ihm kommen, und ebenso ernst und streng stand der Mann vor ihm.

„Was ging das dich an gestern Abend?“ sagte er. „Siehst du denn nicht, daß man seinen Spott mit dir trieb? Thue das nicht wieder und springe nicht umher und singe nicht an den Thüren, weder drinnen noch draußen. Nun kannst du gehen; heute singe ich nicht mit dir!“

Peter ging niedergeschlagen von dannen; er hatte es mit dem Gesanglehrer verdorben. Dennoch meinte es der Lehrer besser mit ihm, als je zuvor ein andrer Mensch; vielleicht lag in dem Kleinen ein Musikgenie verborgen. In alle dem Unsinn, welchen er vorgebracht, lag doch ein gewisser Sinn, etwas Ungewöhnliches. Der Knabe hatte Anlage zur Musik, und die Stimme war glockenrein und vom größten Umfang, wenn sie sich so weiter entwickelte, so war des kleinen Wesens Glück gemacht.

Nun begannen die Singstunden; Peter war fleißig, Peter war geschickt. Wie viel gab es da zu lernen, wie viel sich anzueignen! Die Mutter schaffte und wirkte um sich redlich durchzuschlagen, und damit der Sohn rein und gut gekleidet einhergehen und neben den Personen, die er nun besuchte, nicht gar zu dürftig aussehen sollte.

Immerfort jubelte und sang er. Sie brauchten wahrlich keinen Kanarienvogel zu halten, sagte die Mutter; jeden Sonntag mußte er mit Großmutter einen Psalm singen. Es war ein Vergnügen zu hören, wie seine schöne Stimme sich zusammen mit der ihrigen erhob. „Das ist viel schöner, als ihn wild singen hören!“ So nannte sie seinen Gesang, wenn er wie ein kleiner Vogel die Stimme erhob und die Töne frei nach Belieben erklingen ließ. Welche Töne schlummerten in der kleinen Kehle, welcher Klang lag in der kleinen Brust! Ja, er konnte gewißlich ein ganzes Orchester nachahmen; in seiner Stimme fand sich Fagott und Flöte, es fand sich Violine und Waldhorn darin. Er sang, wie die Vögel singen; aber die Menschenstimme ist doch die schönste, selbst diejenige eines ganz kleinen Menschen, wenn er so singen kann wie Peter.

Aber zur Winterzeit, gerade als er zum Prediger gehen und zur Konfirmation vorbereitet werden sollte, erkältete er sich; der kleine Vogel in der Brust sagte piep; die Stimme war gesprungen, wie das Rückenteil bei dem Vampyr.

„Das schadet nicht,“ meinten die Mutter und Großmutter; „nun trällert er nicht mehr und kann mit Ernst an sein Christentum denken.“

Peter wechselte die Stimme, sagte der Gesanglehrer; er durfte jetzt überhaupt nicht singen. Wie lange würde das währen? Ein Jahr, vielleicht zwei. Vielleicht kam die Stimme nie wieder. Das war eine große Sorge!

„Denke jetzt nur an deine Konfirmation!“ sagten die Mutter und Großmutter. „Übe dich in Musik,“ sagte der Gesanglehrer, „aber halte den Mund!“

Er dachte an sein Christentum und er studierte Musik. In ihm war ein Klingen und Singen; er schrieb ganze Melodien in Noten, Lieder ohne Worte. Zuletzt schrieb er auch Worte.

„Du bist ja ein Dichter, kleiner Peter!“ sagte die Großhändlersfrau, welcher er ein Stück Text und Musik zueignete; auch der Großhändler erhielt ein Stück, aber ohne Worte. Felix ward noch weniger vergessen; ja sogar Fräulein Frandsen wurde mit einer Komposition beehrt, und die kam in ihr Album, wo schon Verse und Komposition standen von zwei vormals jungen Leutnants, jetzt alte Majore auf Halbsold. Das Buch selbst war ein Geschenk von „einem Freunde“, der es eigenhändig eingebunden hatte.

Und Ostern wurde Peter konfirmiert. Felix verehrte ihm eine silberne Uhr, es war die erste, welche Peter sein eigen nannte. Er kam sich ganz groß dabei vor und brauchte nun niemand mehr zu fragen, was die Uhr war. Felix kam nach dem Bodenstübchen herauf, gratulierte und brachte die Uhr; er selbst sollte nicht vor Herbst von Haus. Und sie faßten einander bei der Hand, die beiden Kinder des Hauses, zu derselben Stunde und auf demselben Hofe geboren; und Felix aß von dem Kuchen, der in dem Bodenstübchen der Konfirmation zu Ehren gebacken war.

„Das ist ein Freudentag mit ernsten Gedanken,“ sagte die Großmutter.

„Ja, sehr ernst!“ sagte die Mutter. „Wenn Vater erlebt hätte, daß Peter konfirmiert wurde!“

Am nächsten Sonntag sollten sie alle drei zum Tisch des Herrn gehen.

Als sie aus der Kirche kamen, hatte der Gesanglehrer bitten lassen, ob Peter zu ihm kommen wollte; und Peter kam.

Da erwarteten ihn gute aber doch ernste Nachrichten. Er sollte ein Jahr das Singen ganz unterlassen, die Stimme müßte brach liegen, wie der Bauer es nennen würde; aber während der Zeit müßte er etwas lernen, nicht in der Hauptstadt, wo er alle Abend zum Theater ging, von welchem er nicht fort bleiben konnte. Er sollte dreißig Meilen von seiner

Heimat in Pension zu einem Schulmann, der schon zwei Jünglinge außer ihm in Unterricht hatte. Er sollte Sprachen und andere Fächer lernen, die ihm in Zukunft nützlich sein konnten. Alles in allem kostete sechshundert Reichsthaler im Jahre, welche von einem Wohlthäter bezahlt würden, „der nicht erkannt sein wollte.“ „Das ist der Großhändler!“ sagte die Mutter und Großmutter.

Der Tag der Abreise kam. Da fielen manche Thränen, da gab es Küsse und manches Lebewohl; und dann fuhr Peter mit der Eisenbahn dreißig Meilen weit in die weite Welt hinein.

Es war um Pfingsten; die Sonne schien, der Wald war frisch und grün; der Zug fuhr durch denselben; Flecken und Dörfer wechselten mit einander; Landhäuser blickten aus dem Grün hervor; das Vieh stand auf den Weideflächen. Nun kam eine Station, jetzt eine zweite; ein Halteplatz nach dem andern. Auf jedem Bahnhof war ein Gewimmel von Menschen, welche Abschied nahmen oder jemand bewillkommneten; es wurde laut gesprochen in und außer den Wagen. In demjenigen, wo Peter saß, wurde die Unterhaltung vor allen andern von einer gesprächigen Witwe in Trauerkleidern aufrecht gehalten. Sie sprach von ihrem Grabe, ihrem Sarge und ihrer Leiche, das heißt von der ihres Kindes. Es war so erbärmlich klein, daß es keine Freude gewesen sein würde, wenn es am Leben geblieben wäre. Es war eine große Erleichterung für sie und das kleine Geschöpf, als es einschlummerte.

„Ich sparte wahrlich keine Blumen bei der Gelegenheit!“ sagte sie, „und Sie müssen bedenken, daß es zu einer teuren Zeit starb, da man sie von Blumentöpfen nehmen mußte. Jeden Sonntag ging ich zu meinem Grabe und legte einen Kranz mit einer großen weißen Schleife darauf. Die Schleife wurde bald von kleinen Mädchen gestohlen und zu Ballstaat verwendet. Das war empörend! Nun komme ich eines Sonntags; ich wußte, daß mein Grab zur Rechten von dem großen Wege lag; aber wie ich komme, da ist mein Grab zur Linken. Was soll das bedeuten, sage ich zu dem Totengräber, habe ich nicht mein Grab zur Rechten? — „Nein, jetzt nicht mehr!“ sagte der Mann, „Ihre Leiche liegt dort, das Grab ist nach jener Seite verlegt und hier ist eine andere Begräbnisstätte.“ „Aber ich will meine Leiche in meinem Grabe haben,“ sagte ich, und ich durfte von Rechts wegen so sprechen. „Soll ich hierher kommen und ein falsches Grab schmücken, während

meine Leiche ohne jedes Liebeszeichen auf der andern Seite liegt? Das will ich nicht!"

— „Ja, dann müssen Sie mit dem Probst sprechen!" — Er ist ein so liebenswürdiger Mann, der Probst! Er gab mir die Erlaubnis, meine Leiche zur rechten Seite überzusiedeln. Das sollte zehn Reichsthaler kosten. Die gab ich mit tausend Freuden und stand selbst bei meinem alten Grab um zuzusehen. — „Kann ich gewiß sein, daß dies mein Sarg ist und meine Leiche?" — „Ja, das können Sie!" und so gab ich noch sechzehn Schilling für das Umlegen. Aber da ich nun so viele Kosten gehabt hatte, wollte ich auch noch gern etwas zum Schmuck thun und bestellte einen Stein mit Inschrift. Aber denken Sie sich! als ich ihn bekomme, da haben sie einen kleinen vergoldeten Schmetterling zu oberst auf den Stein gesetzt! Aber das ist ja der Leichtsinn, sage ich, den will ich nicht auf meinem Grabe haben! — „Das ist nicht Leichtsinn, gute Frau, das bedeutet Unsterblichkeit!" — „Das habe ich nie gehört," sagte ich. „Hat jemand von Ihnen hier im Wagen jemals etwas anderes gehört, als daß der Schmetterling das Sinnbild des Leichtsinns ist? — Ich schwieg, ich bin nicht für lange Reden. Inzwischen nahm ich ruhig den Stein und stellte ihn in meine Speisekammer; da stand er, bis mein Mietsmann kam; er ist Student und hat viele Bücher. Er versicherte, daß der Schmetterling die Unsterblichkeit darstellt, und so kam denn der Stein auf das Grab!"

Und unter all diesem Geschwätz kam Peter zu der Station, wo er bleiben sollte, um so klug zu werden wie der Student mit den vielen Büchern.

V.

Herr Gabriel, der ehrenwerte Schulmann, zu welchem Peter in Pension sollte, war selbst am Bahnhofe, um ihn in Empfang zu nehmen. Er war ein knochendürrer, magerer Mann mit großen, glänzenden Augen, welche so außerordentlich vorstanden, daß man fürchtete, sie möchten ihm aus dem Kopfe fliegen, wenn er nieste. Er hatte drei von seinen kleinen Buben bei sich. Der eine stolperte über seine eigenen Beine, und die beiden andern traten Peter auf den Fuß, um ihn recht in der Nähe betrachten zu können. Außerdem waren zwei größere Knaben mit Herrn Gabriel. Der ältere etwa vierzehnjährig, weißhaarig, sommersprossig und das Gesicht voll Stippen.

„Der junge Madsen, seit drei Jahren Studierender, wenn

er überhaupt studierte! Primus, Probstensohn." Das war der jüngere, er sah aus wie ein Weißbrot. „Beide meine Schüler und Pensionäre," sagte Herr Gabriel. „Eigene Kleinglocken!" nannte er seine Knaben.

„Trine, nimm den Koffer des Reisenden auf den Schubkarren. Daheim ist das Essen warm gestellt."

„Gefüllter Truthahn!" sagten die beiden Herren Pensionäre.

„Gefüllter Truthahn!" sagten die „Kleinglocken", und wieder stolperte der eine über seine Beine.

„Cäsar, gieb auf deine Füße acht!" rief Herr Gabriel ärgerlich, und sie gingen in die Stadt hinein und wieder heraus. Da lag ein großes, halbverfallenes Haus von Fachwerk mit Stroh gedeckt, da stand Frau Gabriel mit noch mehr „Kleinglocken", zwei Mädchen.

„Der neue Schüler," sagte Herr Gabriel.

„Herzlich willkommen!" sagte Frau Gabriel, eine junge, rundliche Frau, rot und weiß, mit Papilotten und viel Pomade im Haar. „Gott, wie Sie entwickelt sind!" sagte sie zu Peter. „Sie sind ja beinahe ein erwachsener Mensch! Ich glaubte, daß Sie wie Primus wären oder wie der junge Madsen. Liebster Gabriel, es war doch gut, daß die Zwischenthüre vernagelt wurde. Du kennst meine Ansicht."

„Schnack!" sagte Herr Gabriel, und sie traten in das Vorzimmer. Da lag ein aufgeschlagener Roman mit einem Butterbrot; man hätte glauben können, daß es als Lesezeichen dorthin gelegt wäre; es lag quer über dem offenen Buche.

„Jetzt lassen Sie mich Hausmutter sein!" und gefolgt von allen fünf Kindern und den beiden Pensionären führte sie Peter durch die Küche über einen Korridor und von da in ein kleines Zimmer mit Fenster nach dem Garten. Das war sein Studier- und Schlafzimmer und lag neben demjenigen der Frau Gabriel, wo sie mit allen fünf Kindern schlief, und wo die Zwischenthüre, des Anstands und des Stadtklatsches wegen, „der keinen verschont," auf ausdrücklichen Wunsch der Frau heute von Herrn Gabriel vernagelt war.

„Hier sollen Sie wie Kind vom Hause sein! Ein Theater haben wir auch in der Stadt. Der Apotheker ist Direktor der Privatgesellschaft; wir haben auch umherreisende Truppen. Aber jetzt sollen Sie Ihren Truthahn haben." Sie führte Peter wieder in das Eßzimmer, wo Kleider zum Trocknen auf einer Schnur hingen.

„Das macht nichts;" sagte sie, „das ist pure Reinlichkeit, und die sind Sie ja gewohnt."

Und Peter setzte sich hinter den Truthahnbraten, während die Kinder des Hauses — nicht die beiden Pensionäre, die hatten sich zurückgezogen — eine dramatische Vorstellung zu ihrem eigenen Vergnügen und dem des Fremden gaben.

Da war kürzlich eine durchreisende Theatergesellschaft in der Stadt gewesen und hatte Schillers „Räuber" aufgeführt. Die beiden ältesten Knaben waren ganz davon begeistert und spielten, sobald sie zu Haus kamen, alle Rollen, obgleich sie sich nur der wenigen Worte daraus erinnerten: „Träume kommen aus dem Magen." Aber diese Worte wurden von allen gesprochen, durch alle Rollen und mit der verschiedensten Betonung. Da stand Amalia, mit zum Himmel gerichteten Augen und träumerischem Blick: „Träume kommen aus dem Magen," sagte sie, und verbarg ihr Antlitz in den Händen. Karl Moor trat auf mit herrischem Schritt und donnerte mit Löwenstimme: „Träume kommen aus dem Magen!" und nun stürzte die ganze Kinderschar herein. Mädchen und Knaben, alle waren sie Räuber und mordeten einander unter dem Geschrei: „Träume kommen aus dem Magen!"

Das waren Schillers „Räuber". Diese Vorstellung und der „gefüllte Truthahn" bildeten Peters Empfang bei seinem Eintritt in Herrn Gabriels Haus. Nun begab er sich nach seinem kleinen Zimmer, dessen Fenster, mit den von der Sonne stark verbrannten Scheiben, auf den Garten führte. Er setzte sich und sah hinaus; da ging Herr Gabriel, in die Lektüre eines Buches vertieft. Er näherte sich und sah durch das Fenster; seine Augen schienen sich auf Peter zu heften, der sich ehrerbietig verneigte. Herr Gabriel sperrte den Mund so weit auf, als er konnte, steckte die Zunge heraus und ließ sie sich nach allen Seiten bewegen, gerade vor Peters Gesicht, der nicht begreifen konnte, womit er eine solche Behandlung verdient. Darauf ging Herr Gabriel, zeigte sich aber bald noch einmal vor dem Fenster und steckte die Zunge aus dem Munde.

Weshalb that er das? Er dachte nicht an Peter und nicht daran, daß die Scheiben durchsichtig waren; er sah nur, daß man sich von außen darin spiegeln konnte, und wollte daher, weil er an verdorbenem Magen litt, seine Zunge spiegeln; aber das wußte Peter nicht.

Früh am Abend ging Herr Gabriel nach seinem Zimmer, und Peter zu dem seinigen. Es war spät geworden; da hörte er Schelten, Zanken von einer Frauenstimme in Frau Gabriels Schlafzimmer.

„Ich will zu Gabriel gehen und ihm sagen, welche Schlingel Sie sind.“

„Wir wollen auch zu Herrn Gabriel gehen und ihm sagen, was Sie sind!“

„Ich bekomme Nervenzufälle,“ rief sie.

„Wer will sehen, wie Madame Nervenzufälle bekommt! vier Schillinge!“

Dann hörte man wieder die Stimme der Frau, leiser aber doch deutlich: „Was soll der junge Mann da drinnen von unserm Hause denken, wenn er dieses unpassende Benehmen hört!“

Und nun dämpften sich die Stimmen ein wenig, wurden aber bald wieder lauter und lauter.

„Punctum finalis!“ rief die Hausfrau; „geht und bereitet Punsch! Lieber Vergleich als Zank!“

Und nun wurde es still; die Thüre drinnen wurde geöffnet, die Mädchen gingen aus und ein, und die Hausfrau klopfte an die Thür zu Peters Zimmer. „Junger Mann, nun können Sie sich einen Begriff von einer Hausmutter machen! Danken Sie dem Himmel, daß Sie keine Mädchen haben. Ich will Frieden haben, und deshalb gebe ich Punsch. Ich würde Ihnen auch gern ein Glas gönnen, man schläft so gut danach; aber mein Gabriel leidet nicht, daß nach zehn Uhr noch jemand auf dem Korridor geht. Punsch sollen Sie trotzdem haben! In der Thüre ist ein großes, verkittetes Loch; ich stoße den Kitt heraus, setze einen Trichter hinein, und wenn Sie dann Ihr Glas unter halten, so will ich Punsch einfüllen. Das geschieht in aller Heimlichkeit, selbst vor meinem Gabriel; Sie dürfen ihn nie mit Haushaltssachen belästigen.“

Und so bekam Peter Punsch. Es wurde stille in Frau Gabriels Zimmer, Frieden und Ruhe im ganzen Hause. Peter legte sich zu Bett, dachte an Mutter und Großmutter, las sein Abendgebet und schlief ein.

Was man in der ersten Nacht in einem fremden Hause träumt, das hat Bedeutung, hatte Großmutter gesagt. Peter träumte, er nähme das Bernsteinherz, welches er immer noch trug, und legte es in einen Blumentopf, und es wuchs zu einem hohen Baum, der durch Boden und Dach wuchs; er trug tausend Herzen von Silber und Gold. Der Blumentopf zerbrach davon, und nun war kein Bernsteinherz mehr vorhanden; das war zu Staub geworden, Erde zur Erde — fort, für alle Zeit verloren!

Peter erwachte; das Bernsteinherz hatte er noch; das lag warm auf seinem eignen warmen Herzen.

VI.

Früh am Morgen begannen die ersten Lektionen bei Herrn Gabriel; man lernte Französisch.

Beim Frühstück waren nur die Pensionäre, die Kinder und Frau Gabriel zugegen. Sie trank zum zweitenmal Kaffee; die erste Tasse trank sie immer im Bette; das ist so heilsam für Nervenzufälle. Sie fragte Peter, was er am Morgen gelernt hätte. „Französisch," antwortete er.

„Das ist eine teure Sprache," sagte sie, „das ist die Sprache der Diplomaten und der Vornehmen. Ich habe sie in meiner Kindheit nicht gelernt; aber wenn man einen gelehrten Mann hat, so saugt man von seinen Kenntnissen ein, gleichsam als bekäme man sie mit der Muttermilch. Ich kenne auf diese Weise alle notwendigen Wörter und glaube, daß ich mich in jeder beliebigen Gesellschaft kompromittieren könnte."

Ein fremdes Wort hatte Frau Gabriel allerdings durch das Zusammenleben mit dem gelehrten Manne gewonnen: Sie war „Mette" getauft nach einer reichen Base, welche sie beerben sollte; den Namen erhielt sie, aber nicht die Erbschaft. Herr Gabriel taufte Mette in Meta um, das heißt auf Lateinisch: Maß. Als sie ihre Aussteuer erhielt, wurden die Buchstaben „M. G." auf alle ihre Sachen, Leinen sowohl wie Wolle, gestickt; das bedeutete natürlich Meta Gabriel; doch der junge Madsen war ein Schlingel und las aus den Buchstaben M. G. „merkwürdig gut"; deswegen setzte er mit Tinte ein großes Fragezeichen dahinter, sowohl auf Tischzeug, Handtücher und Laken.

„Sie mögen Frau Gabriel nicht leiden?" fragte Peter, als der junge Madsen ihn in sein Geheimnis einweihte. „Sie ist so freundlich, und Herr Gabriel so gelehrt!"

„Sie ist eine Lügentasche!" sagte der junge Madsen, „und Herr Gabriel ist ein Schurke! Wenn ich Korporal wäre und er Rekrut, ha! wie wollte ich ihn drangsalen!" und in dem Gesichtsausdruck des jungen Madsens zeigte sich etwas Blutdürstiges, die Lippen wurden schmäler wie gewöhnlich, das ganze Gesicht sah aus wie ein einziger Sommersprosse.

Das war schrecklich zu hören! Peter schauderte. Gleichwohl gründeten sich des jungen Madsens Ansichten auf die sonnenklarsten Thatsachen: Es war eine Grausamkeit von Eltern und Lehrern, daß ein Mensch seine beste, herrlichste Jugendzeit damit vergeuden sollte, Grammatik, Namen und Jahreszahlen zu lernen, um welche sich niemand mehr kümmert, anstatt seine

Freiheit zu genießen, frei Atem zu schöpfen und mit einer Büchse über den Schultern umherzustreifen, wie es sich für einen tüchtigen Schützen ziemt. „Nein, man soll im Joch gehen, auf der Bank sitzen und sich über den Büchern schläfrig glotzen; das will Herr Gabriel. Und dann wird man träge genannt und bekommt „unaufmerksam" im Zeugnis, ja, die Eltern erhalten sogar einen Brief deswegen! deshalb ist Herr Gabriel ein Schurke."

„Er giebt uns auch Schläge in die Hand!" fügte der kleine Primus hinzu, der mit dem jungen Madsen eines Sinnes zu sein schien. Das hörte Peter nicht gern.

Doch Peter bekam keine Schläge; er war so erwachsen, wie Frau Gabriel sagte; er wurde nicht träge gescholten, denn das war er nicht; er sollte allein Stunden haben. Er hatte Madsen und Primus bald überflügelt.

„Er hat Anlagen," sagte Herr Gabriel.

„Und man kann sehen, daß er beim Ballett war" sagte seine Frau.

„Wir müssen ihn in unsrer Theatergesellschaft haben," erklärte der Apotheker, der mehr für das Theater der Stadt als für seine Apotheke lebte. Die Bosheit seiner Mitbürger brachte für ihn den alten, abgenutzten Witz in Anwendung, er müsse von einem tollen Schauspieler gebissen sein, denn er war ganz theatertoll.

„Der junge Mensch ist zum Liebhaber geboren," sagte der Apotheker. „In zwei Jahren kann er Romeo sein, und wenn er gut geschminkt wird und einen Bart bekommt, so glaube ich, er kann schon ganz gut in diesem Winter auftreten."

Die Tochter des Apothekers, „ein großes dramatisches Talent," sagte der Vater, „eine wirkliche Schönheit," sagte die Mutter, sollte Julia vorstellen, Frau Gabriel sollte die Amme geben, und der Apotheker, welcher Direktor und Regisseur in einer Person war, wollte die Rolle des Apothekers übernehmen; sie war klein, aber von großer Wichtigkeit.

Alles kam darauf an, Herrn Gabriels Erlaubnis zu erhalten, daß Peter die Rolle Romeos spielen durfte.

Man mußte versuchen, durch Frau Gabriel auf ihn einzuwirken, und sie zuerst dafür zu gewinnen — und das verstand der Apotheker.

„Sie sind wie geboren zur Amme," sagte er und glaubte ihr damit etwas Schmeichelhaftes zu sagen, „das ist eigentlich die frischeste Rolle im Spiel!" fügte er hinzu, „das ist die humoristischste Rolle!" Ohne sie könnte man das Schauspiel

in seiner Traurigkeit nicht ertragen. Keine, Frau Gabriel, hat wie Sie die muntere Laune und das frische Leben, welches daraus hervorleuchten soll."

Das wäre alles ganz gut, meinte sie, aber ihr Mann würde gewiß nicht erlauben, daß der junge Mensch das bißchen Zeit, welches Romeo erfordere, an seinen Studien abkürzte. Sie versprach indes, ihn „herumzulocken", wie sie es nannte. Der Apotheker begann sogleich, seine Rolle einzustudieren, besonders aber über die Maske nachzudenken; er wollte ganz Skelett sein, ganz Armut und Elend, aber trotzdem ein Ehrenmann — eine schwere Aufgabe! Aber eine weit schwerere Aufgabe war es für Frau Gabriel, ihren Mann „herumzulocken." Er könnte es vor Peters Patron, der Kost und Logis für ihn bezahlte, nicht verantworten, daß er den jungen Mann Tragödie spielen ließe, sagte er.

Wir dürfen inzwischen nicht verschweigen, daß Peter die größte Lust hatte aufzutreten. „Aber ich darf nicht!" sagte er.

„Das macht sich," sagte Frau Gabriel, „lassen Sie mich nur versuchen!" Sie hätte gern ihre Zuflucht zu Punsch genommen, aber den trank Herr Gabriel nicht gern. Eheleute haben nicht immer gleiche Liebhabereien; wir sagen dies, ohne Frau Gabriel zu nahe treten zu wollen.

„Ein Glas und nicht mehr," meinte sie, das erleichtert den Sinn und macht das Herz fröhlich; und so soll es sein, das ist unsres Herrgotts Absicht mit uns!"

Peter sollte Romeo geben; sie „lockte" wirklich ihren Mann dazu herum.

Die Proben sollten im Hause des Apothekers gehalten werden. Man bot Chokolade und „Genien" an, das heißt kleine Zwiebäcke. Die kosteten einen halben Pfennig das Stück, und sie waren so unendlich klein, und man konnte so viel davon für wenige Schillinge bekommen, daß man auf den Witz verfiel, sie Genien zu nennen.

„Es ist nicht hübsch, sich über andere lustig zu machen!" sagte Herr Gabriel; nichtsdestoweniger gab er hier oder da Spitznamen. Das Haus des Apothekers nannte er „Noahs Arche mit den reinen und unreinen Tieren," nur wegen der Liebenswürdigkeit, mit welcher die Familie ihre Haustiere behandelte. Die Tochter hatte ihre eigene Katze, Graziosa, weich und hübsch von Fell; sie lag im Fenster, auf den Knien, im Lehnstuhl, oder sprang auch auf dem gedeckten Tische umher. Die Frau hatte Hühner, Enten, Papageien und Kanarienvögel; der Kakadu überschrie sie alle. Zwei Hunde, Flick und Flock, gingen

im Zimmer umher, sie waren sehr verwöhnt und lagen auf dem Sofa oder in den Betten der Herrschaft.

Die Proben begannen und wurden nur auf Augenblicke dadurch unterbrochen, daß die Hunde Frau Gabriels neues Kleid vollgeiferten; aber das geschah aus reiner Freundschaft und fleckte nicht. Die Katze machte sich auch bemerklich; sie wollte der Vorstellerin der Julia die Tatze hinstrecken, auf ihrem Kopfe sitzen und mit dem Schwanze wedeln. Julias rührende Worte wurden zwischen Romeo und der Katze geteilt. Jedes Wort, das Peter zu sagen hatte, war gerade das, was er des Apothekers Tochter sagen wollte und mußte. Sie war so allerliebst und rührend, ein Naturkind, welches mit seiner Rolle Hand in Hand ging, wie Frau Gabriel sich ausdrückte. Peter wurde ganz warm ums Herz.

Das war gewiß Instinkt oder etwas noch Höheres bei der Katze, denn sie setzte sich auf Peters Schulter, um die Sympathie zwischen Romeo und Julia sinnbildlich darzustellen.

Bei jeder folgenden Probeaufführung wurde das herzliche Einvernehmen deutlicher, vollkommener, die Katze vertraulicher, der Kakadu und die Kanarienvögel lauter; Flick und Flock sprangen aus und ein.

Der Schauspielabend kam; Peter war ganz Romeo, er küßte Julia wirklich auf den Mund!

„Ganz natürlich!" sagte Frau Gabriel.

„Unverschämt!" sagte der Ratsherr Svendson, der reichste Bürger und dickste Mann der ganzen Stadt. Der Schweiß troff ihm von der Stirn vor innerer und äußerer Wärme. Peter fand keine Gnade vor seinen Augen. „Solch ein Geck!" sagte er, „ein Geck so lang, daß man ihn in der Mitte durchbrechen und zwei Gecken aus ihm machen könnte!"

Große Bewunderung und ein Feind! Das hatte geglückt! Ja, Peter war ein Glückspeter!

Müde und überwältigt von den Anstrengungen und Triumphen des Abends begab sich Peter heim nach seinem kleinen Zimmer. Es war spät nach Mitternacht; Frau Gabriel klopfte an die Thür:

„Romeo, ich habe Punsch!"

Und der Trichter wurde durch die Thür gesteckt und Peter-Romeo hielt das Glas unter.

„Gute Nacht, Frau Gabriel!"

Aber Peter konnte nicht schlafen; alles was er gesagt hatte, und besonders was Julia gesagt hatte, wirbelte in seinem

Kopfe herum, und als er endlich in Schlaf fiel, träumte er von Hochzeit — Hochzeit mit Fräulein Frandsen! Welch kuriose Sachen man doch träumen kann!

VII.

„Nun schlagen Sie sich das Komödienspiel aus dem Sinn!" sagte Herr Gabriel am folgenden Morgen. „Und nun machen wir uns an die Studien."

Fast hätte Peter wie der junge Madsen gedacht, daß man seine herrliche Jugend so vergeuden soll, ins Joch gezwängt werden und sitzen und die Nase in das Buch stecken! Aber als er über den Büchern saß, leuchtete ihm so viel des Schönen und Guten daraus entgegen, daß Peter sich ganz davon erfüllt fühlte. Er las von den großen Männern der Weltgeschichte und deren Thaten; wie viele von ihnen waren Kinder armer Leute gewesen: der Held Themistokles eines Töpfers Sohn, Shakespeare ein armer Webergesell, der in seiner Jugend die Pferde vor dem Theater hielt und später der mächtigste Mann in der Dichtkunst ward für alle Länder und alle Zeiten. Er las von dem Sängerstreit auf der Wartburg, wo die Sänger wetteiferten, wer das schönste Lied dichten konnte, ein Streit gleich dem der alten griechischen Dichter auf den großen Volksfesten. Von den letzteren berichtete Herr Gabriel mit besonderem Vergnügen. Sophokles hatte im hohen Alter eine seiner besten Tragödien geschrieben und vor allen andern den Siegerpreis gewonnen; unter all dem Glück und Ruhm brach sein Herz vor Freude. O wie herrlich, inmitten seiner Siegerfreude sterben zu dürfen! was konnte schöner sein! Gedanken und Träume erfüllten unsern jungen Freund; aber er hatte niemand, dem er sich mitteilen konnte. Weder der junge Madsen noch Primus würden ihn verstanden haben, noch weniger Frau Gabriel. Sie war entweder die Freudigkeit selbst oder die sorgende Mutter, und als solche saß sie in Thränen aufgelöst; ihre beiden kleinen Mädchen sahen mit Verwunderung zu ihr auf — weder sie noch Peter konnten ausfindig machen, was sie in so große Sorge und Betrübnis versetzte.

„Die armen Kinder!" sagte sie, „immerfort denkt eine Mutter an ihre Zukunft. Knaben kommen schon vorwärts. Cäsar fällt, aber er richtet sich wieder auf! Die beiden ältesten mögen so gern in der Wassertonne plätschern; sie sollen zur Flotte und werden schon gute Partien machen; — aber meine kleinen Mädchen! Wie wird es mit ihrer Zukunft werden!

Sie werden zu Jahren kommen, wo das Herz empfindet, und da bin ich gewiß, daß der, auf welchen ihre Neigung fällt, nicht nach Gabriels Geschmack ist; er wird ihnen einen aussuchen, den sie nicht leiden mögen, und dann werden sie so unglücklich! Daran denke ich als Mutter, und das ist meine Sorge und Betrübnis! Arme Kinder! ihr werdet so unglücklich!" Sie weinte.

Die kleinen Mädchen sahen sie an, Peter sah sie an, wehmütig gestimmt; er wußte hierauf keine Antwort, und deshalb begab er sich nach seinem kleinen Zimmer, setzte sich an das alte Piano, und lockte daraus Töne und Phantasien hervor, wie sie sein Herz durchströmten.

Früh am Morgen ging er gedankenklar an seine Studien und erfüllte seine Pflicht — dafür wurde ja für ihn bezahlt. Er war ein gewissenhafter, wohlgesinnter Knabe; in seinem Tagebuch stand verzeichnet, was er jeden Tag gelesen und gelernt, wie spät am Abend er sich ans Klavier gesetzt und gespielt hatte, immer gedämpft, um Frau Gabriel nicht zu wecken; aber nur an Sonn- und Feiertagen stand da: „an Julia gedacht," „war bei Apothekers," „ging an der Apotheke vorbei," „schrieb einen Brief an Mutter und Großmutter." Peter war noch immer Romeo und guter Sohn.

„Außerordentlich fleißig!" sagte Herr Gabriel. „Lassen Sie sich das zum Exempel dienen, Madsen; Sie gehen rückwärts!"

„Schurke!" sagte Madsen für sich.

Der Probstsohn Primus litt an der Schlafsucht. „Das ist eine Krankheit," sagte die Frau Probstin, „er darf nicht mit Strenge behandelt werden."

Die Probstei lag nur zwei Meilen entfernt, da herrschte Reichtum und Pracht.

„Der Mann stirbt als Bischof," sagte Frau Gabriel. „Er hat gute Konjugationen bei Hofe, und die Frau Probstin ist ein Edelfräulein von Geburt; sie kann die ganze Heraldik oder Wappenlehre auswendig."

Es war Pfingsten. Ein Jahr war vergangen, seit Peter in Herrn Gabriels Haus gekommen. Seine Kenntnisse hatten sich gemehrt, aber die Stimme war nicht wieder gekommen; würde sie vielleicht nie wieder kommen?

Das ganze Haus Gabriel war zu Probstens eingeladen zu einem großen Diner und Ball für die Nacht. Es kamen viele Gäste aus der Stadt und von den Landgütern. Apothekers

waren eingeladen; Romeo sollte seine Julia sehen, vielleicht den ersten Tanz mit ihr tanzen!

Das war eine wunderschöne Probstei, weiß bemalt, auf dem ganzen Hofe kein Düngerhaufen, aber wohl ein grün gestrichener Taubenschlag, um welchen sich Epheuranken wanden. Die Probstin war eine hohe, starke Dame „Glaukopis Athene," nannte Herr Gabriel sie; „die Blauäugige," nicht „die mit den Kuhaugen," meinte Peter. Es lag etwas vornehm Mildes in ihrem Wesen, ein Bemühen kränklich zu scheinen; sie hatte gewiß wie Primus die Schlafsucht! Sie war in blaue Seide gekleidet und trug einen hohen Lockenbau, der zur Rechten von einem großen Medaillonporträt von ihrer Großmutter, der Generalin, und auf der Linken von einer großen Traube aus weißem Porzellan gehalten wurde.

Der Probst hatte ein rotglühendes, rundliches Gesicht mit blendendweißen Zähnen, geeignet in einen gebratenen Rehrücken einzuhauen. Seine Konversation bestand immer aus Anekdoten. Er konnte sich mit jedem unterhalten, doch hatte noch niemand eine Unterhaltung mit ihm geführt.

Der Ratsherr war auch da, und unter den Fremden von den Landgütern sah man Felix. Er war nun konfirmiert und der eleganteste junge Herr in Kleidern und Manieren; Millionär wäre er, sagte man; Frau Gabriel hatte nicht den Mut, ihn anzureden.

Peter war glücklich, Felix zu sehen, der sehr freundlich auf ihn zukam und sagte, daß er von seinen Eltern grüßen sollte; die läsen alle Briefe, welche er nach Hause an Mutter und Großmutter schriebe.

Der Ball begann. Des Apothekers Tochter sollte den ersten Tanz mit dem Ratsherrn tanzen, das war ein Versprechen, das sie schon daheim ihrer Mutter und dem Ratsherrn hatte geben müssen. Der zweite Tanz wurde Peter zugesagt; aber Felix kam und entführte sie ohne weitere Umstände als mit einem freundlichen Nicken:

„Sie erlauben, daß ich einen einzigen Tanz tanze! Fräulein will, wenn Sie es nur zugeben."

Peter nahm eine höfliche Miene an, sprach aber kein Wort, und Felix tanzte mit der Apothekerstochter, der schönsten auf dem ganzen Ball. Er tanzte auch den zweiten Tanz mit ihr.

„Den ersten Tanz nach dem Abendessen gönnen Sie doch mir?" fragte Peter, bleich im Gesicht.

„Ja gewiß," antwortete sie mit dem lieblichsten Lächeln.

„Sie wollen mich doch nicht meiner Tänzerin berauben?"

sagte Felix, der in der Nähe stand. „Das ist keine Freundschaft. Wir, zwei alte Freunde von der Stadt! Sie behaupteten sich zu freuen, als Sie mich sahen! Da müssen Sie mir auch das Vergnügen gönnen, das Fräulein zu Tisch zu führen!“ und er umarmte Peter und legte scherzend seine Wange gegen die seine. „Zugegeben, nicht wahr?“

„Nein!“ sagte Peter. Seine Augen funkelten vor Zorn.

Felix hob mit komischer Bewegung die Arme in die Höhe und stellte die Ellbogen spitz nach außen, als ob er einem Frosche nachahmen wollte, der sich zum Sprunge bereitet. „Sie haben vollkommen recht, mein junger Herr! Ich würde ebenso geantwortet haben, wenn mir der Tanz versprochen gewesen!“

Er zog sich mit einer eleganten Verbeugung gegen die junge Dame zurück. Aber bald darauf, als Peter in einer Ecke stand und sein Halstuch ordnete, kam Felix und nahm ihn um den Hals, während er mit flehendem Blick sprach:

„Seien Sie edelmütig! meine Mutter und Ihre Mutter und die alte Großmutter würden alle sagen: das sieht *ihm* ganz ähnlich! Ich reise morgen, und ich komme um, wenn ich die junge Dame nicht zu Tische führen darf. Mein Freund, mein einziger lieber Freund!“

Nun konnte Peter, als einziger Freund, nicht länger widerstehen; er führte Felix selbst zu der jungen Schönen.

Es war heller Tag, als die Gäste am nächsten Morgen die Probstei verließen. Die Familie Gabriel saß im Wagen, und alle schliefen mit Ausnahme von Peter und der Hausfrau.

Sie sprach von dem jungen Großhändler, des reichen Mannes Sohn, der ja Peters Freund war; sie hatte ihn sagen gehört: „Dein Wohl, mein Freund!“ „Mutter und Großmutter.“ „Es läge solche ‚Negligence‘ in seinem Wesen,“ sagte sie, „man sähe gleich, daß er reicher Leute Kind oder ein Grafensohn sei. Das könnten wir andern uns nicht aneignen! Man muß sich beugen!“

Peter sprach kein Wort; er war den ganzen Tag schweigsam. Am Abend, als er sich zu Bett legte, vertrieb er den Schlaf von seinen Augen und in seinem Innern hallte es wider: „Man beugt sich; man fügt sich!“ — Das hatte er gethan und dem Kinde des reichen Mannes geopfert — weil man in Armut geboren ist und in Abhängigkeit von den in Reichtum Geborenen steht. Sind sie denn besser als wir? Und weshalb wurden sie besser geschaffen als wir?

In seinem Herzen stiegen Gedanken auf, über welche Mutter

und Großmutter sich betrübt haben würden. Er dachte an sie. „Arme Großmutter! du warst auch dein ganzes Leben lang so arm und bedürftig! daß Gott dies zulassen konnte!" und er fühlte in seinem Gemüt einen Zorn und doch zugleich eine Mahnung des Gewissens, daß er sich hierdurch in Gedanken und Worten gegen den Gott der Liebe versündigte. Er war traurig darüber, daß er seinen Kindersinn verloren — und doch besaß er ihn gerade jetzt in so vollem Maße. Glücklicher Peter!

In der Woche darauf kam ein Brief von Großmutter. Sie schrieb, wie sie zu schreiben verstand, große und kleine Buchstaben durcheinander, all ihres Herzens Liebe im großen und im kleinen gegen ihren lieben Peter.

Du mein eigner, lieber, gesegneter Junge!

Ich denke an Dich, ich sehne mich nach Dir, und das thut auch Deine Mutter. Es geht ihr gut; sie wäscht. Und Großhändlers Felix war gestern bei uns mit Grüßen von Dir. Er war auf dem Probstenball gewesen, und Du warst so freundlich! Das sollst Du immer bleiben und Deine alte Großmutter damit erfreuen und Deine fleißige Mutter. Sie berichtet Dir von Fräulein Frandsen:

Und nun folgte ein Postscriptum von Peters Mutter:

Fräulein Frandsen verheiratet sich, das bejahrte Menschenkind! Buchbinder Hof ist auf sein Gesuch Hofbuchbinder geworden, mit einem großen Schild: „Hof-Buchbinder Hof", und sie wird Frau Hof; das ist alte Liebe, und die rostet nicht, mein lieber Junge.

Deine Mutter.

Postscriptum Nr. 2:

Großmutter hat Dir sechs Paar wollene Socken gestrickt, die bekommst Du bei Gelegenheit; ich habe Dir außerdem mehrere Butterbrote mit Schweinebraten mit eingepackt, Dein Lieblingsgericht. Ich weiß, daß Du sie bei den Herrschaften Gabriel nicht bekommst, weil die Frau sich vor den Dingern fürchtet, die ich so schwer buchstabieren kann, „Truchinen". Du sollst aber nicht an sie glauben, sondern getrost essen

Deine eigne liebe Mutter.

Peter las den Brief und las sich froh daran. Felix war so redlich; wie unrecht hatte er ihm gethan! Sie hatten

sich bei Probstens getrennt, ohne einander Lebewohl zu sagen.

„Felix ist doch besser als ich!“ sagte Peter.

VIII.

Bei stiller und emsiger Beschäftigung gleitet ein Tag nach dem andern unbemerkt dahin, Monat auf Monat vergeht im Fluge; Peter war schon ins zweite Jahr bei Herrn Gabriel, der mit Ernst und Bestimmtheit — seine Frau nannte es Eigensinn — ihm verweigerte, noch ferner die Bühne zu betreten.

Er selbst hatte von dem Gesanglehrer, der monatlich das Honorar für seinen Unterricht und Unterhalt bezahlte, eine ernste Mahnung erhalten, nicht an das Auftreten zu denken, so lange er in Pension wäre, und er gehorchte, aber desto öfter eilten die Gedanken nach dem Theater in der Hauptstadt; sie flogen über die Scene, wo er als großer Sänger auftreten sollte. Nun war seine Stimme dahin; sie kam nicht wieder, und er trauerte oft im stillen darüber. Wer konnte ihn trösten? Weder Herr Gabriel noch seine Frau, aber unser Herrgott gewiß. Er kann auf manche Art Trost senden; Peter empfing ihn schlafend; er war ja ein Glückskind.

Eines Nachts träumte er, es wäre Pfingsten, und er war draußen in dem schönen, grünen Walde, wo die Sonne durch die Zweige schien und Anemonen und Marienblümchen den Boden bedeckten. Und dann begann der Kuckuck zu rufen „Kuck-Kuck.“ „Wie viel Jahre soll ich leben?“ fragte Peter, denn so fragt man immer den Kuckuck, wenn man ihn das erste Mal im Jahre rufen hört, und der Kuckuck antwortete „Kuck-Kuck,“ und nichts weiter, denn nun schwieg er.

„Soll ich nicht länger wie ein Jahr leben?“ fragte Peter, „das ist doch gar zu wenig! Sei so gut und rufe noch einmal!“ Und nun begann der Kuckuck: „Kuck-Kuck, Kuck-Kuck!“ ja, und nun konnte er gar kein Ende finden; er trieb es so weit, bis Peter auch zu rufen anfing, und zwar so lustig, als ob er selbst ein Kuckuck wäre; aber sein Ruf klang lauter und klarer, alle Singvögel stimmten mit ein; Peter sang mit, aber viel schöner; er hatte ganz seine klare Kinderstimme wieder und jubelte in Tönen. Er war in seinem Herzen so froh und wachte darüber auf, gewiß, daß der Resonanzboden noch in ihm saß, daß die Stimme noch darin lag, und daß sie an einem schönen Pfingstmorgen in all ihrer Frische hervorbrechen würde; und froh über dieser Gewißheit schlief er wieder ein.

Aber weder am folgenden Tage noch nach Wochen und Monaten konnte er das geringste Zeichen von der Wiederkehr seiner Stimme vernehmen.

Jeder Bericht, den er vom Theater in der Hauptstadt erhalten konnte, war wirkliche Seelenspeise, war geistiges Brot für ihn. Krümchen sind auch Brot, und er begnügte sich mit Krümchen, mit der geringsten Neuigkeit.

Die Familie des Leinenkrämers waren Gabriels Nachbarn. Die Frau, eine höchst achtungswerte Hausmutter, freundlich und lebhaft, aber ohne jede Kenntnisse oder Bekanntschaft mit dem Theater, war zum erstenmal in der Hauptstadt gewesen und war entzückt über alles darin, sogar über die Menschen; sie hätten über alles gelacht, was sie gesagt hatte, versicherte sie, und das war sehr lustig.

„Waren Sie auch im Theater?“ fragte Peter.

„Das war ich,“ sagte die Frau des Leinenhändlers. „Wie ich schwitzte! Sie hätten mich sitzen sehen sollen und schwitzen in der fürchterlichen Wärme!“

„Aber was sahen Sie? Welches Stück?“

„Das will ich Ihnen sagen!“ antwortete sie. „Ich werde Ihnen die ganze Komödie erzählen! — Ich war zweimal dort. Am ersten Abend gab es ein Schauspiel. Zuerst kam die Prinzessin: ‚Aba! daba! leba! seba!‘ wie konnte sie reden! Dann kamen Mannsleute! ‚Aba! daba! leba! seba!‘ und da plumpste die Madam. Darauf begannen sie wieder; der Prinz: ‚Aba! daba! leba! seba!‘ und dann plumpste die Madam. An dem einen Abend plumpste sie fünfmal. Als ich zum zweitenmal da war, ging es den ganzen Abend ebenso mit Singen: ‚Aba! daba! leba! seba!‘ und dann plumpste die Madam. Nun saß da neben mir eine gute Frau vom Lande; sie war noch nie im Theater gewesen und glaubte, daß es nun zu Ende sei; aber ich, die das schon kannte, sagte, daß die Madam fünfmal plumpste, als ich zuletzt da war. Aber am Gesangabend that sie es nur dreimal. Sehen Sie, da haben Sie beide Komödien so lebendig, wie ich sie gesehen habe!“

War das ein Trauerspiel, was sie gesehen, wo die Heldin so oft stürzte? Da ging ihm ein Licht auf: In dem großen Theater war auf dem Vorhang, der zwischen den Akten niederfiel, eine weibliche Figur abgebildet, eine Muse mit der tragischen und komischen Maske. Das war die „Madam“ der Krämersfrau; das war die eigentliche Vorstellung gewesen; was sonst gesungen und gesprochen ward, war für sie nur „aba, daba, leba, seba!“ aber schrecklich lustig war es doch gewesen. Lustig

war es auch für Peter und nicht weniger für Frau Gabriel, welche ihre Darstellung von den Theaterstücken anhörte; sie saß da mit dem Ausdruck der Verwunderung und der genialen Überlegenheit im Gesichte, sie hatte ja als Amme in Shakespeares Romeo und Julia mitgespielt.

„Da plumpst die Madam," von Peter erklärt, wurde fortan eine stehende Redensart in der Familie, so oft im Hause ein Kind stürzte oder ein Spülnapf oder etwas anderes zu Boden fiel.

„So entstehen Sprichwörter und Redensarten," sagte Herr Gabriel, der alles mit der Wissenschaft in Verbindung brachte.

Am Neujahrsabend, Schlag 12 Uhr, stand die Familie *und* standen die Pensionäre jeder mit seinem Glase Punsch in der Hand, das einzige, welches Herr Gabriel im ganzen Jahre trank, denn Punsch ist nicht gut für einen kranken Magen. Sie tranken dem neuen Jahr ein Lebehoch und zählten die Glockenschläge: eins, zwei, drei, bis zum zwölften Schlage: „da plumpst die Madam!" sagte man.

Das neue Jahr kam und ging; Pfingsten war Peter zwei Jahre im Hause gewesen.

IX.

Zwei Jahre waren vergangen, aber die Stimme war nicht wieder gekehrt. Wie würde sich die Zukunft für unsern jungen Freund gestalten?

Er könnte jederzeit Privatlehrer an einer Schule werden, meinte Herr Gabriel; das wäre immerhin ein Unterkommen, aber nicht genug, um eine Familie zu begründen. Daran dachte Peter auch nicht, einen so großen Platz auch die Tochter des Apothekers in seinem Herzen besaß.

„Privatlehrer werden!" sagte Frau Gabriel, „Schulmann! ja, da werden Sie der langweiligste Brummbär von der Welt, so wie mein Gabriel. Sie sind ja fürs Theater geboren! Werden Sie der größte Schauspieler der Welt, das ist etwas ganz anderes, als Privatlehrer!"

Schauspieler, ja, das war sein Ziel!

Er gab dem in einem Briefe an den Gesanglehrer Ausdruck, sprach von seiner Lust und seinen Hoffnungen. Er sehnte sich so von Herzen nach der großen Vaterstadt, wo Mutter und Großmutter wohnten, die er seit zwei langen Jahren nicht gesehen hatte. Die Entfernung betrug nur dreißig Meilen, in sechs Stunden konnte man mit dem Schnellzuge hingelangen. Warum hatten sie denn einander nicht gesehen? Das ist leicht

gesagt. Peter hatte bei der Abreise das Versprechen geben müssen, dort auszuharren und an keinen Besuch in der Heimat zu denken. Die Mutter hatte mit Waschen und Plätten vollauf zu thun, nichtsdestoweniger dachte sie manchmal daran, die lange Reise zu unternehmen, obgleich sie schrecklich viel kosten würde; doch kam sie niemals dazu.

Großmutter — ja, die hatte ein Grauen vor der Eisenbahn; das hieße Gott versuchen. Nichts konnte sie bewegen, mit Dampf zu fahren, sie war ja auch eine gebrechliche Greisin; sie wollte keine Reise mehr machen, bevor sie nach Oben zu unserm Herrgott reiste.

Das sagte sie im Mai — aber im Juni reiste die alte Frau, ganz einsam, die dreißig langen Meilen bis zu der fremden Stadt und den fremden Leuten, um Peter zu sehen. Ein großes Ereignis war es, und das traurigste, das Mutter und Großmutter begegnen konnte.

Der Kuckuck hatte „Kuck-Kuck" ins Unendliche gerufen, als Peter ihn wieder fragte, wie lange er leben sollte. Seine Gesundheit und Laune waren vortrefflich, sie verbreiteten selbst Sonnenschein auf seine Zukunft. Er hatte einen erfreulichen Brief von seinem väterlichen Freunde, dem Gesanglehrer, erhalten. Peter sollte zu Haus kommen, man wollte sehen, was sich für ihn thun ließe, welche Laufbahn er wählen sollte, nachdem er die Stimme verloren.

„Treten Sie als Romeo auf!" sagte Frau Gabriel, „nun sind Sie alt genug für das Liebhaberfach und sind körperlich ganz ausgewachsen. Sie brauchen nicht geschminkt zu werden."

„Werden Sie Romeo!" sagten der Apotheker und des Apothekers Tochter.

Vielerlei Gedanken brausten durch seinen Kopf und sein Herz. Aber niemand weiß, was morgen sein wird.

Er saß im Garten, der an die Wiese grenzte. Es war Abend und heller Mondenschein. Seine Wangen brannten, sein Blut glühte, die Luft wehte ihm Kühlung zu. Über das Moos hin streiften die Nebel, sie hoben und senkten sich, er mußte an den Tanz der Elfen denken. Da kam ihm der alte Sang vom Ritter Olof in den Sinn, der ausritt, um die Gäste zu seiner Hochzeit zu laden, aber von den Elfenjungfrauen angehalten wurde, die ihn in ihren Tanz zogen, und das wurde sein Tod. Das war ein Volkslied, eine alte Dichtung; der Mondschein und die Nebel über dem Moore gestalteten sich zu Bildern dazu.

Peter saß halb träumend und sah darauf hin. Die Sträucher

schienen menschliche und tierische Gestalten anzunehmen; sie standen unbeweglich, der Nebel erhob sich darüber wie ein wogender Schleier. Etwas Ähnliches hatte Peter im Ballett auf dem Theater gesehen, wo die Elfenfrauen schwebend mit Schleiern von Gaze dargestellt wurden; aber dies hier war viel schöner und wunderbarer. Eine so große Scene konnte das Theater nicht aufweisen; eine so hohe und klare Luft, einen so glänzenden Mondschein besaß dasselbe nicht.

Fern aus dem Nebel hob sich ganz deutlich eine Frauengestalt, aus welcher drei und dann immer mehrere wurden; Hand in Hand schwebten sie heran. Der Windhauch trug sie zu dem Gebüsch, wo Peter stand; sie nickten ihm zu, sie sprachen zu ihm; es klang wie Silberglocken. Sie tanzten im Garten um ihn; sie hatten ihn in ihrem Ring! Ohne daran zu denken, tanzte er mit ihnen, aber nicht ihren Tanz; er wirbelte umher in dem unvergeßlichen Fledermauswalzer; aber an den dachte er nicht; er dachte überhaupt an nichts mehr, sondern war ganz von der Herrlichkeit überwältigt, die er um sich her sah.

Das Moor war ein See, so tief und dunkelblau, mit Wasserrosen, die in allen erdenklichen Farben erglühten. Tanzend über dem Wasser trugen sie ihn zum entgegengesetzten Gestade, wo der Hügel die Grasdecke abgeworfen und sich in ein Schloß von Wolken verwandelt hatte. Aber die Wolken waren Marmor; blühende Bäume von Gold und Edelsteinen wuchsen zwischen den gewaltigen Marmorblöcken, jede Blume war ein goldgefleckter, glänzender Vogel, der mit Menschenstimme sang. Es war ein Chor von tausend mal tausend frohen Kinderstimmen. War das der Himmel, oder ein Elfenhügel?

Die Wände des Schlosses bewegten sich, teilten sich von einander — schlossen sich über ihm zusammen. Er war darinnen, die Welt lag draußen. Er fühlte eine Angst und ein Entsetzen, wie nie zuvor. Kein Ausgang war zu finden, aber vom Boden bis hinauf zum Dache, überall von den Wänden lachten ihn Mädchenangesichter an, sie sahen aus wie lebend, und doch mußte er sich fragen, ob sie nur gemalt wären? Er wollte mit ihnen sprechen, aber seine Zunge hatte keine Worte, das Vermögen zu sprechen war ganz verschwunden; nicht ein Laut kam über seine Lippen. Da warf er sich zu Boden und fühlte sich so unglücklich wie nie zuvor im Leben.

Eine der Elfen stieg zu ihm nieder; sie meinte es gewiß gut mit ihm auf ihre Weise; sie hatte die Gestalt angenommen, welche er am meisten liebte; sie glich der Julia; er war nahe

daran zu glauben, daß sie es wäre; aber bald sah er, daß sie hohl im Rücken war, nur eine menschliche Vorderansicht, hinten offen, hohl und nichts dahinter.

„Eine Stunde hier macht hundert Stunden in der Welt da draußen," sagte sie. „Du bist hier schon eine lange Zeit gewesen. Alle, die du kennst und liebst dort draußen, sind tot! Bleibe bei uns! – Ja, bleiben mußt du, sonst werden die Wände dich erdrücken, daß dein Blut aus dem Hirn spritzt!"

Und die Wände bewegten sich und die Luft war heiß, wie ein glühender Ofen. Er wurde ohnmächtig.

„Gott, mein Gott, hast du mich verlassen?" rief er in tiefster Seelenangst.

Da stand Großmutter neben ihm. Sie nahm ihn in ihre Arme, sie küßte ihn; sie küßte ihn auf den Mund.

„Mein lieber, lieber Junge!" sagte sie, „unser Herrgott verläßt dich nicht; er verläßt keinen, nicht einmal den größten Sünder. Gott sei Ehre und Preis in Ewigkeit!"

Und sie zog ihr Psalmbuch hervor, dasselbe, aus welchem sie und Peter so manchen Sonntag zusammen gesungen. Wie klang doch ihre Stimme, wie hell tönte es; alle Elfenmädchen legten ihr Haupt zur Ruhe, sie hatten es nötig. Peter sang mit Großmutter, wie er früher jeden Sonntag mit ihr gesungen hatte. Wie stark und kräftig seine Stimme plötzlich geworden war, und dabei so weich. Die Wände des Schlosses bewegten sich, wurden wieder zu Wolken und Nebel; Großmutter ging mit ihm aus dem Elfenhügel in das hohe Gras, wo die Blumen blühten und der Mond glänzte. Aber seine Füße waren so schwach; er konnte sie nicht aufheben, er sank ins Gras nieder, das war das weichste Lager; er ruhte so sanft und wachte auf unter Psalmgesang.

Großmutter saß neben ihm, saß am Bette in der kleinen Kammer in Herrn Gabriels Haus. Das Fieber war zu Ende, Gesundheit und Leben kehrten zurück.

Todkrank war er gewesen. Sie hatten ihn ohnmächtig an jenem Abend im Garten aufgefunden; ein heftiges Fieber folgte; der Doktor meinte, daß er es nicht überstehen würde, und das wurde seiner Mutter geschrieben. Sie und Großmutter wollten zu ihm; beide konnten nicht fahren, und so reiste die alte Großmutter mit der Eisenbahn.

„Das that ich nur Peter zuliebe!" sagte sie. „Ich that es in Gottesnamen, sonst hätte ich geglaubt, daß ich mit den Kobolden zum Fest der Walpurgisnacht führe!"

X.

Mit Freude und leichtem Herzen ging es auf die Heimreise. Im Herzen dankte Großmutter unserm Herrgott: Peter sollte sie überleben! Freundliche Gesellschafter hatte sie im Wagen; den Apotheker und seine Tochter. Sie sprachen von Peter, sie liebten Peter, als wenn sie verwandt mit ihm wären. Er würde ein großer Schauspieler werden, sagte der Apotheker; die Stimme wäre nun auch wieder gekommen; es lägen Millionen in einer solchen Kehle.

Welche Freude für Großmutter, solche Worte zu hören! sie lebte in denselben, glaubte an sie, und so kamen sie auf dem Bahnhof der Hauptstadt an, wo Peters Mutter sie in Empfang nahm.

„Gott sei Dank für die Eisenbahn!" sagte Großmutter, „und Gott sei Dank, daß ich vergaß, daß ich darauf war! das habe ich diesen ehrenwerten Leuten zu danken!" und sie drückte dem Apotheker und seiner Tochter die Hände. „Die Eisenbahn ist eine gesegnete Erfindung, wenn man sie übersteht. Man ist in Gottes Hand."

Und nun erzählte sie von dem lieben Jungen, der außer aller Gefahr war und bei wohlhabenden Leuten wohnte, die zwei Mägde und einen Knecht hielten. Peter war wie Sohn vom Hause und zusammen mit zwei Söhnen aus vornehmem Hause; der eine war Probstsohn. Großmutter hatte im Gasthause logiert; das war schrecklich teuer; aber dann wurde sie zu Frau Gabriel eingeladen, da war sie fünf Tage gewesen. Das wären die gescheitesten Leute, die man sich denken konnte; besonders die Frau; sie hatte sie genötigt, Punsch zu trinken, sehr schön zubereitet, aber stark.

Nach einem Monat war Peter mit Gottes Hilfe wieder hergestellt und fuhr nun zur Hauptstadt.

„Er ist gewiß vornehm und verwöhnt geworden," sagte die Mutter. „Er wird sich in dem Bodenstübchen nicht mehr heimisch fühlen! Ich bin froh, daß der Gesangslehrer ihm angeboten hat, daß er bei ihm wohnen kann — aber es ist trotzdem traurig," und nun weinte die Mutter, „daß man so arm sein muß, daß das eigene Kind es nicht gut genug in seinem eigenen Heim haben kann!"

„Sag' das nur nicht zu Peter!" sagte Großmutter, „du kennst ihn nicht wie ich ihn kenne."

„Essen und Trinken muß er wenigstens haben, so fein er auch geworden ist; hungern soll er nicht, so lange ich meine

Hände rühren kann. Frau Hof hat gesagt, daß er seinen Mittagstisch zweimal in der Woche bei ihr haben soll, nun sie es so reichlich hat. Sie weiß sowohl, was Wohlhabenheit, als was kleine Verhältnisse bedeuten. Hat sie mir doch selbst erzählt, daß sie eines Abends elend wurde in der Theaterloge, wo die alten Tänzerinnen ihren Platz haben; sie hatte an dem ganzen Tage nichts genossen als Wasser und ein Kümmelbrötchen, sie war krank vor Hunger und fiel in Ohnmacht. „Wasser, Wasser!" riefen die andern. „Brot!" bat sie, „Brot!" Sie brauchte etwas Nahrhaftes, nur kein Wasser. Nun hatte sie eine volle Speisekammer und einen wohlbesetzten Tisch.

Dreißig Meilen entfernt war Peter, aber glücklich in dem Gedanken, daß er nach der Hauptstadt durfte, zum Theater, zu allen alten, lieben Erinnerungen, die er jetzt vollkommen zu schätzen verstand. In ihm klang und sang es, es klang und sang um ihn her; alles war Sonnenschein, die Zeit der Jugend, der Hoffnung schöne Zeit! Mit jedem Tage wurde er kräftiger, bekam Mut und Farbe. Aber Frau Gabriel war sehr gerührt, als die Abschiedsstunde näher kam.

„Sie sind auf dem Wege zur Größe, aber Sie gehen vielen Versuchungen entgegen, denn schön sind Sie; das sind Sie in unserm Hause geworden. Sie sind ein Naturkind wie ich, und das hilft in Versuchungen. Man muß nicht kindisch sein und keine Grillen fangen! Nicht kindisch wie jene Königin Dagmar, die ihre Seidenärmel aufschnürte und sich dann über solche Bagatelle Gewissensbisse machte. Das sollte mir einfallen! Ich würde mich nie so angestellt haben, wie diese Lucretia! Weswegen erdolchte sie sich? Sie war unschuldig und ehrenwert, das wußte sie und die ganze Stadt. Was konnte sie für das Malheur, von dem ich nicht sprechen will, aber das Sie in Ihrem Alter wohl verstehen! — aber, Gott bewahre, sie macht ein Geschrei und faßt nach einem Dolche! Das war gar nicht nötig! Ich hätte das nicht gethan, und Sie ebenso wenig; wir sind Naturmenschen; das soll man immer sein, und das sollen Sie auch auf Ihrer Künstlerlaufbahn bleiben. Es wird mir Vergnügen machen, von Ihnen im Blatte zu lesen! Eines Tages werden Sie auch wohl nach unserer kleinen Stadt kommen, vielleicht als Romeo auftreten; aber dann bin ich nicht die Amme, dann sitze ich im Parkett und habe mein Vergnügen!"

Frau Gabriel hatte große Wäsche und Plätten in der Abschiedswoche, damit Peter mit reinen Sachen zu Haus käme, wie damals, als er zu ihr gekommen war. Sie zog ein neues

Band durch das Bernsteinherz; das Herz war das einzige, was sie sich als „Erinnerungs-Souvenir“ wünschte — aber das bekam sie nicht.

Von Herrn Gabriel bekam er ein französisches Lexikon, welches er mit Anweisungen begleitete und das mit Randglossen von Herrn Gabriels eigner Hand bereichert war. Die Frau gab ihm Rosen und Herzgras. Die Rosen würden welken, aber das Gras könnte sich bis zum Winter halten, wenn es nur nicht ins Wasser käme, sondern getrocknet würde; und auf eine Art Albumblatt schrieb sie ein Citat von Goethe: „Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.“

„Er war ein großer Mann,“ sagte sie, „wenn er nur *nicht* den ‚Faust‘ geschrieben hätte, denn den verstehe ich nicht. Das sagt auch Gabriel.“

Der junge Madsen verehrte Peter eine nicht üble Zeichnung, die er von Herrn Gabriel gemacht hatte, diesen am Galgen hängend vorstellend, mit einer Rute in der Hand und mit folgender Unterschrift versehen: „Eines großen Schauspielers erster Wegweiser auf der Bahn der Wissenschaft.“ Primus verehrte ihm ein Paar neue Morgenschuhe, welche die Frau Probstin selbst gestickt hatte, die aber so groß waren, daß Primus sie in den nächsten Jahren nicht ausfüllen konnte. Auf den Sohlen stand mit Tinte geschrieben: „Andenken an einen betrübten Freund.“ Primus.

Das ganze Haus des Herrn Gabriel folgte Peter zum Bahnhof. „Man soll nicht sagen, daß Sie ohne sans adieu reisen!“ sagte Frau Gabriel und küßte ihn auf dem Perron.

„Ich geniere mich nicht!“ sagte sie, „wenn man es nur nicht heimlich thut, so kann man thun, was man will!“

Das Signal ertönte; der junge Madsen und Primus riefen Hurra, die „Kleinglocken“ stimmten ein, Frau Gabriel trocknete die Augen mit dem Taschentuche, Herr Gabriel sprach nur das eine Wort: „Vale!“

Dörfer und Städte flogen vorbei. Wohnten auch so frohe Menschen darin wie Peter? Er dachte darüber nach, pries sein Glück, dachte an den unsichtbaren Goldapfel, den Großmutter in seiner Hand liegen sah, als er noch ein Kind war. Er dachte an seinen glücklichen Fund im Rinnstein und vor allem an seine wiedergewonnene Stimme und die Kenntnisse, die er nun erworben hatte. Er war ein ganz andrer Mensch geworden. Es sang in ihm vor Freude; er mußte große Selbstbeherrschung üben, um nicht laut im Wagen zu singen.

Nun zeigte sich der Turm der Hauptstadt; jetzt sah man

die Häuser; der Zug lief in den Bahnhof ein. Da standen Mutter und Großmutter und noch jemand, Frau Hof, wohlkonditioniert, Hof-Buchbinder Hofs Frau, geborene Frandsen; weder in Not noch in guten Tagen vergaß sie ihre Freunde. Sie mußte ihn küssen wie Mutter und Großmutter.

„Hof konnte nicht mitkommen;“ sagte sie. „Er hatte eine Menge gesammelte Schriften für Seiner Majestät Bibliothek einzubinden. Sie haben das Glück zum Begleiter, und ich auch. Ich habe meinen Hof bekommen und meine eigne Ofenecke mit Lehnstuhl. Zweimal in der Woche ißt du bei uns zu Mittag. Du sollst mein häusliches Leben sehen! das ist ein ganzes Ballett!“

Mutter und Großmutter bekamen kaum Gelegenheit ein Wort mit Peter zu sprechen; aber sie sahen ihn an, und ihre Augen strahlten von Glück. Und nun mußte er in die Droschke, um nach seinem neuen Heim beim Gesanglehrer zu fahren; sie lachten und sie weinten.

„Er ist doch ein hübscher, lieber Junge!“ sagte Großmutter.

„Er hat noch sein ehrliches Gesicht, wie damals, als er fort ging!“ sagte die Mutter. „Das wird er auch auf der Theaterlaufbahn behalten.“

Die Droschke hielt vor dem Hause des Gesanglehrers; der Herr war nicht zu Hause, aber der alte Diener öffnete und führte Peter nach seinem Zimmer. An den Wänden umher hingen Bilder von Komponisten und auf dem Kaminsims stand eine glänzend weiße Gipsbüste.

Der Alte, ein wenig beschränkt an Verstand, aber die Treuherzigkeit selber, zeigte ihm die Schubfächer an seinem Schreibtisch und die Haken zum Aufhängen der Kleider und gab seiner Bereitwilligkeit Ausdruck, seine Stiefel zu bürsten. Dann kam der Gesanglehrer zu Haus und drückte Peters Hand herzlich zum Willkomm.

„Das ist dein kleines Zimmer,“ sagte er, „du mußt fürlieb nehmen! mein Piano im Saal kannst du benutzen. Morgen wollen wir hören, wie es mit der Stimme steht. Das ist unser Kastellan, unser Haushofmeister,“ und er nickte dem alten Diener zu. „Alles ist in Ordnung, Karl Maria von Weber auf dem Kamin ist zu Ehren deiner Ankunft im Gesichte geweißt! Er war vorher unverzeihlich verräuchert. – Aber das ist ja gar nicht Weber, der da steht, das ist Mozart; wie ist der dahin gekommen?“

„Das ist der alte Weber!“ sagte der Diener; „ich trug ihn selbst zum Gipsgießer und holte ihn heute morgen wieder.“

„Aber das ist eine Büste von Mozart und nicht von Weber!“

„Verzeihung, Herr,“ sagte der Alte, „das ist der alte Weber, der nun weiß geworden ist; Sie kennen ihn nur nicht wieder, weil er weiß angemalt ist!“

Das konnte er vom Gipsgießer bestätigen lassen — aber dort bekam er den Bescheid, daß Weber zerbrochen wäre, und man ihm an seiner Statt Mozart gegeben habe; das käme auf eins heraus auf einem Kachelofen.

Am ersten Tage sollte weder gesungen noch gespielt werden, aber als unser junger Freund durch den Saal ging, wo das Piano stand und die Oper „Joseph“ aufgeschlagen lag, sang er: „Ich war Jüngling noch von Jahren“ — sang es mit glockenreiner Stimme. Das klang so innig, so unschuldig, und es lag so viel Kraft und Fülle darin. Dem Gesanglehrer wurden dabei die Augen feucht.

„So soll es sein!“ sagte er, „und noch besser soll es werden. Nun schließen wir für heute das Piano; du hast Ruhe nötig!“

„Heute abend muß ich zu Mutter und Großmutter! das habe ich versprochen!“ und er eilte fort.

Die untergehende Sonne beschien das Heim seiner Kindheit; die Glassplitter im Mauerkalk strahlten; es war wie ein wahres Diamantschloß. Mutter und Großmutter saßen oben im Dachstübchen, viele Treppen hoch, aber er flog hinauf. An den Wänden hingen noch die drei wohlbekannten Bilder, der König, der Heiland und Vaters Silhouette, aus schwarzem Papier geschnitten. Das Bild gliche ihm ganz von der Seite, sagte die Mutter; es würde ihm noch ähnlicher sein, wenn das Papier weiß und rot wäre. Ein stattlicher Mann! und Peter war sein Ebenbild.

Man hatte viel sich zu sagen, viel zu erzählen; sie sollten Schweinssülze zum Abendbrot haben, und Frau Hof hatte versprochen, schon am Abend dazu zu kommen.

„Aber wie konnten nur zwei so alte Leute, wie Hof und Fräulein Frandsen, auf den Gedanken kommen, sich zu verheiraten?“ fragte Peter.

„Ja, mit dem Gedanken sind sie manches Jahr umgegangen,“ sagte die Mutter. „Du weißt ja, daß er verheiratet war; das that er, um Fräulein Frandsen zu trotzen, die in den Tagen ihrer Größe die Stolze gegen ihn spielte. Mit seiner Frau bekam er Vermögen, aber sie war betagt; munter und auf

Krücken! Sie konnte nicht sterben, und darauf wartete er doch; ich würde mich nicht verwundert haben, wenn er, wie der Mann im Märchen, seine Alte am Sonntag hinaus in den Sonnenschein getragen hätte, damit unser Herrgott sie zu Gesicht bekäme und sich daran erinnerte, sie zu sich zu rufen!"

„Fräulein Frandsen wartete," sagte Großmutter. „Ich dachte nie, daß noch etwas daraus werden würde. Doch endlich starb die alte Frau Hof und so wurde die Frandsen Herrin im Hause."

Nun trat auch Frau Hof ein.

„Wir sprachen von Ihnen," sagte Großmutter, „wir sprachen von Ihrer Standhaftigkeit und Belohnung."

„Ja," sagte Frau Hof, „das kommt nicht in der Jugend; aber man ist immer jung genug, wenn man nur kein körperliches Leiden hat, sagt mein Hof. Er hat die vortrefflichsten Einfälle. Wir sind alte, gute Werke, sagt er, beide in einem Band und mit Goldschnitt. Ich bin so glücklich mit meinem Hof und meiner Ofenecke: Porzellankachelofen! Man heizt am Abend ein, dann bleibt es den ganzen folgenden Tag warm. Das ist eine Lust! Es ist wie im Ballett ‚Circes Insel'. Können Sie sich meiner als Circe erinnern?"

„Ja, Sie waren so schön!" sagte Großmutter. „Wie sich ein Mensch doch verändern kann!" Großmutter wollte damit nichts Unangenehmes sagen, und es wurde auch nicht so aufgefaßt. Dann kam die Sülze und das Theewasser.

Am folgenden Vormittag machte Peter seinen Besuch bei der Familie des Großhändlers. Die Dame des Hauses empfing ihn, drückte ihm die Hand und bat ihn, neben ihr Platz zu nehmen. Im Laufe des Gesprächs drückte er seine innigste Dankbarkeit aus; er wüßte, daß der Großhändler sein heimlicher Wohlthäter wäre. Die Frau wußte nichts davon. „Aber es sieht meinem Manne ähnlich," sagte sie. „Es ist nicht wert, davon zu reden."

Der Großhändler wurde beinahe ärgerlich, als Peter die Sache berührte. „Sie sind auf falscher Spur!" sagte er, brach das Gespräch ab und ging hinaus.

Felix war nun Student und sollte die Diplomatencarriere erwählen.

„Mein Mann nennt das Unsinn," sagte die Dame, „ich habe mir keine Meinung darüber gebildet. Die Vorsehung wird's fügen!"

Felix ließ sich nicht blicken; er hatte Stunden bei seinem Fechtmeister.

Daheim erzählte Peter, daß er dem Großhändler gedankt, aber daß dieser nichts von Dank wissen wollte.

„Wer sagt denn, daß er es war, den du deinen Wohlthäter nennst?“ fragte der Gesanglehrer.

„Mutter und Großmutter!“ erwiderte Peter.

„Nun, so mag er es wohl gewesen sein!“

„Sie wissen, wer es ist!“ sagte Peter.

„Ich weiß es, aber von mir erfährst du es nicht; und nun singen wir hier zu Hause jeden Morgen eine Stunde.“

XI.

Einmal in der Woche war Quartettmusik. Ohren, Seele und Gedanken waren von Beethovens und Mozarts herrlichen Tondichtungen erfüllt. Peter hatte lange keine so gut ausgeführte Musik gehört. Es ging ihm wie ein Feuerstrom das Rückgrat entlang und durch alle Nerven; seine Augen füllten sich mit Thränen. Jeder Musikabend im Hause des Gesanglehrers war ein Festtag für ihn. Er erhielt davon einen stärkeren Eindruck als von irgend einer Oper auf dem Theater, wo immer etwas störend einwirkt, oder von etwas Fehlendem zeugt. Entweder kommen die Worte nicht zu ihrem Recht; sie werden beim Gesange verschluckt, so daß sie für einen Chinesen ebenso verständlich sind, wie für einen Grönländer; oder die Wirkung wird abgeschwächt durch das Fehlen jeder dramatischen Begabung, sowie dadurch, daß die Stimme bei einzelnen Partien zur Spieldosenmusik herabsinkt oder sich in falschen Tönen ergeht. Die Unwahrscheinlichkeit in Dekorationen und Kostümen thut auch das ihre. Alles dies fällt beim Quartett fort; die Tondichtung erhebt sich in ihrer ganzen Herrlichkeit; ihre köstlichen Tapeten bekleideten die Wände im Konzertsaal; er lebte in der Welt der Musik, die der Herr derselben hervorgezaubert hatte.

Im öffentlichen großen Musiksaale wurde eines Abends bei vollbesetztem Orchester Beethovens „Symphonie pastorale“ gegeben; es war besonders das Andante „Scene am Bache“, welche unsern jungen Freund mit wunderbarer Macht durchströmte und erhob. Sie trug ihn hinaus in die lebende frische Waldnatur; die Lerche und Nachtigall jubelten, der Kuckuck stimmte mit ein. Welche Naturpracht, welch erquickender Waldquell. Von diesem Augenblick an erkannte er, daß es die malende Musik war — in welcher die Natur sich abspiegelt und die im Menschenherz ihr Echo findet — welche ihn am

tiefsten bewegte. Beethoven und Haydn wurden seine Lieblingskomponisten.

Er sprach oft mit dem Gesanglehrer darüber, und mit jedem Gespräch kamen sie einander näher. Wie reich war dieser Mann an Kenntnissen, unerschöpflich wie Mimes Brunnen. Peter hörte zu; und wie er als kleiner Knabe begierig den Sagen und Märchen der Großmutter lauschte, so vernahm er nun die der Tonwelt, erfuhr was der Wald und das Meer erzählt, was aus den alten Hünengräbern erklang, was jeder Vogel sang, und jede Blume lautlos im Duft ausatmete.

Die Singstunde am Morgen wurde für Lehrer und Schüler ein wirklicher Genuß; jedes kleine Lied wurde mit solcher Frische gesungen, einem solchen Ausdruck und einer solchen Unschuld; am schönsten klang Schuberts „Wanderer". Die Melodie kam zu ihrem Recht, aber auch der Text; sie verschmolzen mit einander, hoben und erläuterten einander, wie es sein soll. Peter war unzweifelhaft ein dramatischer Sänger; Woche für Woche, Tag für Tag ging es vorwärts.

Unser junger Freund wuchs auf in Gesundheit und Lebenslust, ohne Mangel oder Sorge. Das Leben lag reich und schön mit einer Zukunft reich an Schätzen vor ihm. Sein Vertrauen in die Menschen war nie getäuscht worden; er besaß den reinen Kindersinn neben männlicher Bestimmtheit. Überall sah er nur freundliche Augen und herzliches Entgegenkommen. Von Tage zu Tage wurde das Verhältnis zwischen ihm und dem Gesanglehrer inniger und vertraulicher, sie waren wie ein jüngerer und älterer Bruder; und der jüngere besaß die ganze Innigkeit und Wärme eines jungen Herzens, und die wurde von dem älteren aufgenommen und vergolten.

Die ganze Persönlichkeit des Gesanglehrers war von einem südländischen Feuer durchdrungen, man fühlte, daß dieser Mann bitter hassen und tief innig lieben konnte; glücklicherweise war das letztere vorherrschend. Er war daneben, durch ein vom Vater ererbtes Vermögen, in der Lage, daß er kein Amt anzunehmen brauchte, das ihm nicht zusagte; im Verborgenen that er unendlich viel Gutes in vernünftiger Weise, aber er litt nicht, daß man ihm dafür dankte oder darüber sprach.

„Habe ich etwas gethan," sagte er, „so habe ich es gethan, weil ich es konnte und mußte. Das war meine Schuldigkeit."

Sein alter Diener, „unser Kastellan," wie er scherzweise genannt wurde, sprach nur halblaut, wenn er seinen Gedanken

über den Hausherrn Ausdruck gab: „Ich weiß seit manchem Jahr und Tag, wie er giebt und hilft, und weiß es nicht einmal zur Hälfte. Ihm sollte der König einen Stern auf die Brust geben! Aber er würde ihn nicht tragen. Wie ich ihn kenne, wird er ganz rasend, wenn man ihn für seine Ehrenhaftigkeit belohnen will. Er wird selig werden vor uns andern, welchen Glauben er auch haben mag; er ist ein Mann nach der Schrift!" und der Alte legte auf dies Wort einen Nachdruck, als ob Peter einen Zweifel dagegen äußern könnte.

Er wußte und fühlte, daß der Gesanglehrer ein wahrer Christ war in guten Werken, ein Vorbild für jeden. Aber in die Kirche ging der Mann nie, und als Peter einst davon sprach, daß er am folgenden Sonntag mit seiner Mutter und Großmutter zum „Tisch des Herrn" gehen würde und zugleich fragte, ob der Gesanglehrer das nie thäte, war die Antwort: „Nein." Es schien, als wollte er noch mehr sagen, ja, als wolle er Peter etwas anvertrauen, aber er sagte nichts.

Am Abend las er in den Zeitungen von einiger namhaft gemachter Personen Wohlthätigkeit, und nahm dabei Gelegenheit, sich über gute Werke und deren Lohn zu äußern.

„An den soll man nie denken, der kommt von selbst! Der Lohn guter Werke ist wie Datteln, steht im Talmud, sie reifen spät und werden süß."

„Talmud," fragte Peter, „was ist das für ein Buch?"

„Ein Buch," war die Antwort, „von dem mehr als ein Gedankenkeim Wurzel im Christentum schlug."

„Wer hat das Buch geschrieben?"

„Weise Männer im grauen Altertum! Weise der verschiedensten Völker und Religionen. Hier liegt Weisheit in wenigen Worten verborgen, wie in Salomos Sprüchen. Welche Kernwahrheiten! Hier lernt man, daß die Menschen auf dem Erdkreis in Jahrtausenden dieselben waren. ‚Dein Freund hat einen Freund, sei vorsichtig in deiner Rede' steht dort. Das ist für alle Zeiten eine Lehre. ‚Niemand kann über seinen eigenen Schatten springen,' steht auch da, und ‚zertritt die Dornen, derweil du Schuhe an den Füßen trägst!' Du mußt das Buch lesen! Dort wirst du deutlicheren Abdruck der Kultur finden als in den Schichten der Erde. Für mich, als Jude, ist es außerdem ein Erbteil der Väter!"

„Jude!" sagte Peter, „sind Sie ein Jude?"

„Weißt du das nicht! wie wunderbar, daß wir noch nie daran dachten, darüber zu sprechen!"

Die Mutter und Großmutter wußten noch weniger etwas

davon, hatten nie darüber nachgedacht, aber immer hatten sie gewußt, daß der Gesanglehrer ein Ehrenmann war, ein unvergleichlicher Mann. Es war eine Fügung Gottes, daß Peter ihn auf seinem Wege angetroffen hatte; nächst unserm Herrgott hatte er ihm für all sein Glück zu danken. Und nun offenbarte die Mutter ihm ein Geheimnis, welches sie ganz gewiß nicht länger als seit einigen Tagen mit sich herum getragen, und das die Frau des Großhändlers ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut hatte. Der Gesanglehrer sollte nie erfahren, daß man es wüßte: er war es, der Peters Kostgeld und seinen Unterricht bei Herrn Gabriel bezahlt hatte. Von dem Abend an, wo er Peter in des Großhändlers Haus das Ballett „Simson" hatte singen gehört, war er allein sein unermüdlicher Freund und Wohlthäter gewesen, aber ganz im stillen.

XII.

Frau Hof wartete, und Peter kam.

„Nun sollst du meinen Hof kennen lernen!" sagte sie, „und meine Ofenecke sollst du kennen lernen. An die dachte ich nicht als ich ‚Circe' tanzte, und die ‚Rosenelfen in der Provence!' Ja, nun denken wenige mehr an das Ballett und an die kleine Frandsen. ‚Sic transit gloria im Monde,' sagt der Schelm, mein Hof, wenn ich von meiner Glanzperiode spreche. Er mag gern necken, aber es geschieht immer mit gutem Herzen."

„Die Ofenecke" war ein hübsches, gemütliches Zimmer mit einem Fußteppich und solchen Bildern, wie sie für einen Buchbinder passen. Da fanden sich die Porträts von Gutenberg und Franklin neben denjenigen von Shakespeare, Cervantes, Molière und der beiden blinden Skalden Homer und Ossian. Zu unterst hing in Glas und breitem Rahmen eine in Papier ausgeschnittene Tänzerin mit großen Goldflittern und Schleiern von Tüll; das rechte Bein war hoch zum Himmel erhoben und darunter stand folgender Vers:

„Wer kann sich mit Unschuld umkränzen?
Wer gewinnt Herzen im Tanzen?
Fräulein Emilia Frandsen!"

Der war von Hof verfaßt, der sehr gut Verse schrieb, besonders im scherzhaften Stil. Das Bild hatte er selbst mit der Schere ausgeschnitten, geputzt und beklebt, ehe er seine erste Frau nahm. Es hatte manches Jahr im Schubfach

gelegen, aber nun prunkte es in der Dichtergalerie „meiner Ofenecke", wie Frau Hof ihr Stübchen nannte. Hier wurden Peter und Hof einander vorgestellt.

„Ist er nicht ein stattlicher Bursche!" sagte sie zu Peter. „Für mich ist er der Allerschönste!"

„Ja, am Sonntag, wenn ich in Sonntagsstaat eingebunden bin."

„Du bist schön ohne jeden Einband!" sagte sie und neigte ein wenig den Kopf, denn sie wußte, daß sie im Vergleich mit ihrem vorgeschrittenen Alter ein wenig zu kindisch gesprochen.

„Alte Liebe rostet nicht!" sagte Herr Hof. „Feuer in einem alten Hause brennt bis auf den Grund nieder."

„Es ist wie mit dem Vogel Phönix," sagte seine Frau, „man steigt jung daraus hervor. Hier ist mein Paradies! Ich will mir nirgend anders eins suchen. Ja, doch, manchmal klettere ich eine Stunde zu deiner Mutter und Großmutter hinauf."

„Und zu deiner Schwester," sagte Herr Hof.

„Nein, mein lieber Hof! das ist jetzt kein Paradies mehr! Du mußt wissen, Peter, sie lebt in kleinen Verhältnissen und großen Sorgen. In dem Hause weiß man nicht, was man sagen soll. Man darf das Wort ‚Mohr' nicht nennen, denn die älteste Tochter ist mit einem verlobt, der Negerblut in den Adern hat; man darf nicht sagen ‚bucklig', denn das ist einer von den Knaben; man darf nicht sagen ‚Bankerott', denn mein Schwager ist in der Klemme gewesen; man darf nicht einmal das Wort ‚Wald' sagen, denn er hieß Wald, der die jüngste Tochter verließ. Ich halte es nicht aus, da zu sitzen und den Mund zu halten; darf ich nicht sprechen, so ziehe ich mich in mich selbst zurück und bleibe lieber in meiner Ofenecke. Wäre es keine Sünde so zu sprechen, so möchte ich sagen: Wenn ich unser Herrgott wäre, so ließe ich uns so lange leben, als unsre Ofenecke aushält; man wächst täglich mehr in einander. Hier ist mein Paradies; und das hat Hof mir gegeben!"

„Sie hat eine Goldmühle im Munde!" sagte er.

„Und du hast Goldkorn im Herzen!" sagte sie.

„Mahle, daß es klingt und rollt,
Tausend Sack Dukatengold!"

sagte er und kitzelte sie am Halsgrübchen.

„Den Vers hat er in diesem Augenblick gemacht! Der könnte sehr gut gedruckt werden!"

„Ja, und eingebunden!" sagte er.

So scherzten die alten Leute auf ihre Weise.

Das Jahr ging hin, und nun erst begann Peter eine Rolle einzustudieren. Er wählte „Joseph", aber tauschte sie gegen die Georg Browns in der Oper „Die weiße Frau" aus. Den Text und die Musik eignete er sich schnell an, und aus Walter Scotts Roman, der den Stoff lieferte, formte er sich ein volles, klares Bild von dem jungen, lebensfrohen Offizier, der die Berge seiner Heimat besucht und zu der Burg seiner Väter kommt, ohne sie zu erkennen. Ein altes Lied erweckt die Erinnerungen seiner Kindheit, das Glück folgt ihm, und er gewinnt Burg und Braut.

Das Gelesene wurde, wie etwas Selbsterlebtes, ein Abschnitt seiner eignen Lebensgeschichte; die melodische Musik erfüllte sein Gemüt. Es dauerte jedoch lange, ehe die ersten Proben begannen. Es hätte keine Eile mit seinem Auftreten, meinte der Gesanglehrer; endlich aber stand es bevor. Er war nicht nur Sänger, er war auch Schauspieler, seine ganze Persönlichkeit war für die Rolle geeignet. Chor und Orchester jubelten ihm den ersten stürmischen Beifall zu; mit gespannter Erwartung sah man dem Abend der Vorstellung entgegen.

„Man kann daheim und im Schlafrock ein großer Schauspieler sein," sagte ein wohlwollender Kamerad, „kann sehr groß sein bei Tageslicht und doch mittelmäßig vor den Lampen und vor besetztem Hause. Das muß sich nun zeigen."

Peter fühlte keine Angst, wohl aber ein brennendes Verlangen nach dem entscheidenden Abend. Der Gesanglehrer war ganz fieberhaft; Peters Mutter hatte keinen Mut zum Theater zu gehen, sie würde krank geworden sein vor Angst um ihren lieben Jungen. Großmutter war krank, sie müßte zu Hause bleiben, hatte der Doktor gesagt; aber die immer treue Freundin, Frau Hof, versprach, noch am selben Abend Nachricht zu bringen, wie es gegangen war. Sie wollte und mußte zum Theater und hätte sie auch auf dem letzten Lager gelegen.

Wie lang war doch der Abend! wie streckten sich die drei, vier Stunden ins unendliche! Großmutter sang einen Psalm, betete mit der Mutter zu Gott für den kleinen Peter, daß er auch an diesem Abend ein Glückskind sein möchte. Die Zeiger an der Uhr drehten sich langsam.

„Nun beginnt Peter!“ sagten sie, „nun ist er mitten darin! nun hat er es überstanden!“ Mutter und Großmutter sahen einander an, aber sie sprachen kein Wort.

Von den Straßen herauf tönte das Rollen von Wagen; das waren Leute, die vom Theater zurück fuhren. Die beiden Greisinnen sahen aus dem Fenster: Es gingen Menschen vorüber und sprachen laut; die kamen vom Theater. Sie wußten das, was Herzensfreude oder tiefe Betrübnis mitführen mußte oben in das Dachstübchen im Hause des Großhändlers.

Endlich kam jemand die Treppe herauf. Frau Hof stürzte herein; hinter ihr kam ihr Mann. Sie flog der Mutter und Großmutter um den Hals, sprach aber kein Wort, sondern weinte und schluchzte.

„Herr Gott!“ riefen die beiden Frauen, „wie ist es mit Peter gegangen?“

„Laßt mich weinen!“ sagte Frau Hof, sie war so aufgelöst, so gerührt. „Ich kann's nicht ertragen! Ach, meine lieben Freundinnen, und ihr könnt es auch nicht ertragen!“ und nun begannen die Thränen zu strömen.

„Haben sie ihn ausgepfiffen?“ fragte Großmutter.

„Nein, wahrhaftig nicht!“ rief Frau Hof. „Sie haben — daß ich das erleben sollte!“

Nun weinten die Mutter und Großmutter alle beide.

„Sprich zur Sache, Emilie!“ sagte Herr Hof. „Peter hat gesiegt, triumphiert! Das Haus war dem Einstürzen nahe, so klatschte man. Ich fühle es noch in meinen Händen. Das war ein Beifallssturm vom Parkett bis hinauf zur Galerie, die ganze königliche Familie klatschte mit! Das war aber auch, was man einen Gedenktag für die Annalen des Theaters nennen könnte! Das war mehr als Talent, das war Genie!“

„Ja, Genie,“ sagte Frau Hof, „das war mein Wort! Gott segne dich, Hof, daß du es ausgesprochen! Ach, meine lieben Freunde, ich habe nie geglaubt, daß man so singen und spielen könnte, und ich habe doch die ganze Theatergeschichte durchlebt!“ Sie weinte aufs neue. Mutter und Großmutter lächelten, aber Thränen liefen über ihre Wangen.

„Nun schlafen Sie wohl darauf,“ sagte Herr Hof. „Und nun komm, Emilie. Gute Nacht! Gute Nacht!“

Sie verließen die Bodenstube und zwei glückliche Menschen darin. Lange blieben sie nicht allein. Die Thür öffnete sich und Peter, der erst am folgenden Morgen zu kommen versprochen hatte, stand im Zimmer. Er wußte, mit welchen

Gedanken die beiden Alten ihm folgten, in welcher Ungewißheit sie sich jetzt befinden konnten, und als er in Gesellschaft des Gesanglehrers an seinem Heim vorüber fuhr, ließ er den Wagen halten. Sie hatten da oben Licht und er mußte zu ihnen hinauf.

„Herrlich, schön, prächtig, alles ist gut gegangen!“ jubelte er und küßte Mutter und Großmutter. Der Gesanglehrer nickte und drückte mit strahlendem Antlitz ihre Hände.

„Und nun soll er nach Hause und in Ruhe!“ sagte er, und der Abendbesuch war zu Ende.

„Gott im Himmel, wie bist du gut und gnädig!“ sagten die beiden armen Frauen. Sie sprachen bis spät in die Nacht von Peter. Überall in der großen Stadt wurde von ihm gesprochen, dem jungen, schönen, merkwürdigen Sänger.

So lange war alles gut gegangen für den Glückspeter.

XIII.

Die Morgenblätter teilten schon vorläufig das ungewöhnlich glücklich verlaufene Auftreten mit, und der Berichterstatter behielt sich das Recht vor, sich in der nächsten Nummer näher darüber zu äußern.

Der Großhändler lud Peter und den Gesanglehrer zu einem großen Mittagsessen ein. Das war eine Aufmerksamkeit, die sein und seiner Frau Interesse für den jungen Mann beweisen sollte, der in ihrem Hause und auf denselben Tag geboren war, wie ihr eigener Sohn.

Der Großhändler brachte in schöner Rede ein Lebehoch auf den Gesanglehrer aus, der den „Edelstein“ aufgefunden und geschliffen hatte, ein Name, mit welchem eine der einflußreichsten Zeitungen Peter bezeichnet hatte.

Felix saß neben ihm und war die Munterkeit und Liebenswürdigkeit selbst. Nach dem Mittagsessen brachte er von seinen Cigarren, die waren besser als die des Großhändlers. Das konnte er, er hatte einen reichen Vater. Peter rauchte nicht — ein großer Fehler, dem aber noch abgeholfen werden konnte.

„Wir müssen Freunde werden!“ sagte Felix. „Sie werden der Löwe der Stadt! Alle jungen Damen und sogar die alten haben Sie mit Sturm erobert. Sie haben Glück in allem. Ich beneide Sie! besonders deswegen, weil Sie nach Belieben auf dem Theater und Schnürboden umher gehen können!“

Das erschien nun Peter nicht als etwas so besonders Beneidenswertes.

Von Frau Gabriel bekam er einen Brief. Sie befand sich in Entzückung über die jubelnden Ergüsse der Zeitungen über sein Auftreten und über alles, was man von ihm als Künstler erwartete. Sie hatte mit den Mädchen seine Gesundheit in Punsch getrunken. Herr Gabriel nahm auch an seiner Ehre teil und war gewiß, daß er vor allen andern die Fremdwörter korrekt ausspräche. Der Apotheker lief in der Stadt umher und erinnerte daran, daß sie schon auf seinem Theater dieses Talent gesehen und bewundert hätten, welches nun erst der Hauptstadt bekannt wurde. Des Apothekers Tochter würde sich ärgern, fügte Frau Gabriel hinzu, nun er sowohl Freifräulein wie Grafentöchter heiraten könnte. Des Apothekers Tochter hätte sich übereilt und zu früh versagt; sie war seit einem Monat mit dem dicken Ratsherrn verlobt; man hatte sie schon von der Kanzel herab aufgeboten, und am zwanzigsten sollte die Hochzeit sein.

Es war gerade der zwanzigste, als Peter den Brief erhielt. Er fühlte es wie einen Stich durchs Herz. In diesem Augenblick wurde ihm klar, daß sie unter allen wechselnden Seelenstimmungen sein steter Gedanke gewesen; er hatte sie lieber, als alles in der Welt. Thränen traten ihm in die Augen; er zerknitterte den Brief in seiner Hand. Das war sein erster, großer Seelenschmerz, seit er und seine Mutter und Großmutter erfahren hatten, daß sein Vater im Kriege gefallen war. Es schien ihm, als wäre alle Freude entwichen; leer und traurig lag die Zukunft vor ihm. Fortan strahlte kein Sonnenschein mehr von seinem jugendfrischen Antlitz; der Sonnenschein war in seinem Herzen erloschen.

„Er sieht jämmerlich aus," sagten die Mutter und Großmutter, „das sind die Anstrengungen vom Theater."

Er war anders wie sonst, das sahen sie beide; das sah auch der Gesanglehrer.

„Was ist das mit dir?" sagte er. „Soll ich nicht wissen, was dich bedrückt?"

Da röteten sich seine Wangen; die Thränen erhielten freien Lauf, und er erzählte seinen Kummer und Verlust.

„Ich hatte sie so innig lieb," sagte er. „Nun erst, da es zu spät ist, ist mir das ganz klar geworden!"

„Armer, lieber Freund! ich verstehe dich so wohl! weine dich bei mir aus, und so bald du den Gedanken erfassen kannst, so halte ihn fest: daß alles, was in der Welt geschieht, das beste ist, was uns geschehen kann. Auch ich liebte wie du ein Mädchen; klug, schön, bezaubernd war sie! Sie sollte meine

Frau werden. Ich konnte ihr ein sicheres Heim bieten, und sie hielt viel von mir. Aber es gab eine Bedingung: ihre Eltern forderten, sie forderte: Ich sollte Christ werden — !"

„Und Sie wollten nicht?"

„Ich konnte nicht! Man kann nicht mit gutem Gewissen von einer Religion zur andern überspringen, ohne entweder gegen diejenige zu sündigen, welche man verläßt, oder gegen die, zu welcher man übergeht."

„Sie haben doch kein Bekenntnis," sagte Peter.

„Ich habe den Gott meiner Väter! er ist die Leuchte meiner Füße und das Licht meines Verstandes!"

Sie saßen beide eine Stunde lang schweigend; dann glitten die Hände über die Tasten und der Gesanglehrer spielte eine alte Volksweise. Keiner von ihnen sang ein Wort; ihre eigenen Gedanken bildeten den Text.

Frau Gabriels Brief ward nicht mehr gelesen. Sie hatte gewiß keine Ahnung davon, welchen Kummer sie verursacht.

Wenige Tage darauf kam ein Brief von Herrn Gabriel. Er wollte auch seine Glückwünsche darbringen und zugleich um die Ausrichtung „einer Kommission" bitten, die höchst wahrscheinlich den Anlaß zu dem Schreiben gegeben hatte. Er bat Peter, eine kleine Porzellangruppe zu kaufen, Amor und Hymen, Liebe und Ehe. „Hier in der Stadt ist es ausverkauft," schrieb er, „doch in der Hauptstadt kann man es leicht erhalten; das Geld folgt hierneben. Schicken Sie die Sachen baldmöglichst, sie sind als Hochzeitsgabe für den Ratsherrn und seine Frau bestimmt, auf deren Hochzeit ich mit meiner Frau war." Im übrigen erfuhr Peter: „Der junge Madsen wird nie Student; er hat mein Haus verlassen und die Wände mit Gemeinheiten gegen mich und meine Familie besudelt. Ein schlechtes Subjekt, dieser Madsen! ‚Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant!' das heißt: ‚Knaben sind Knaben und machen Dummejungensstreiche!' Ich übersetze dies, weil du kein Lateiner bist."

Hiermit schloß der Brief von Herrn Gabriel.

XVI.

Oft, wenn Peter am Piano saß, so klang in Tönen daraus hervor, was in seiner Brust und in seinen Gedanken lebte; die Töne erhoben sich zu Melodien, welche die Worte mit sich führten; die konnten nicht vom Gesange getrennt werden. Auf diese Weise entstanden mehrere kleine Gedichte, rhythmisch, stimmungsvoll. Sie wurden mit gedämpfter Stimme ge-

sungen, als ob sie, scheu gehört zu werden, in Einsamkeit dahin schwebten:

Alles verweht mit den Winden —
Hienieden kein bleibendes Gut! —
Es welken die Rosen der Wangen,
Und matt wird des Augensterns Glut.

Sprich, warum klagen und trauern?
Flieht nicht auch Sorge und Schmerz?
Versiegt doch die Thräne im Auge,
Und still wird das pochende Herz.

Rauh wehen die Stürme von Norden,
Und Jugend und Liebe und Glück
— Alles verweht mit den Winden
Und kehret niemals zurück!

„Woher hast du das Lied und die Melodie?“ fragte der Gesanglehrer, der zufällig die niedergeschriebene Musik und den Text zu sehen bekam.

„Sie kommen von selbst, sie und alle die andern. Sie sollen nicht weiter in die Welt hinaus fliegen.“

„Schwermut kann auch Blüten treiben,“ sagte der Gesanglehrer; „aber die Schwermut soll doch nicht die Herrschaft über dich erlangen. Nun wollen wir unter Segel gehen und auf dein nächstes Auftreten zusteuern. Was meinst du zu ‚Hamlet‘, dem schwermütigen jungen Prinzen von Dänemark?“

„Ich kenne Shakespeares Tragödie,“ antwortete Peter, „aber noch nicht die Oper von Thomas.“

„Ophelia sollte die Oper genannt werden,“ sagte der Gesanglehrer. „Shakespeare läßt in der Tragödie die Königin den Tod Ophelias erzählen, der in der Oper den Höhepunkt bildet. Man sieht hier vor Augen und vernimmt in Tönen, was man zuvor nur aus der Erzählung der Königin gehört:

„Ein Weidenbaum steht über dem Gewässer
Und spiegelt drin der Blätter dunkles Grün.
Dort wand sie sich phantastische Guirlanden
Von Tausendschön, Vergißmeinnicht und Nesseln,
Von Maßlieb und von bleichen Kuckucksblumen,
— Der Schäfer nennt sie Totenmannesfinger. —
Sie klomm zum Baum hinan, die Kränze
Zu hängen an die äußersten der Zweige,
Die sich zum Bett des Stromes niederbeugen;

Da brach ein falscher Ast! — sie selber stürzte
Mit ihren bunten Kränzen in die Flut
Hinab. Nur eine kleine Weile trugen
Sie die Gewänder schwebend ob den Wassern. —
Da glitt sie hin, gleich einer Wassernymphe,
Und sang im Strom noch die gewohnten Weisen,
Wie wenn sie gar kein Unheil ahnte, oder
Als ob sie selbst der Geist der Quelle wäre;
Doch kurze Zeit nur, dann zog die Gewandung,
Vom Wasser schwer, inmitten seiner Lieder
Das arme Kind hinab zu grauser Tiefe!“

Das führt uns die Oper vor Auge und Ohr: wir sehen Ophelia. Sie kommt spielend, tanzend, das alte Volkslied vom Nix singend, der die Menschen zu sich nieder in den Strom lockt; und während sie singt und Blumen pflückt, hört man aus der Tiefe der Fluten dieselben Töne. Die klingen im Chorgesang so lockend aus dem tiefen Wasser. Sie lauscht, sie lächelt, sie nähert sich dem Ufer, hält sich an der schwankenden Weide fest und beugt sich nieder, um die weißen Seerosen zu pflücken. Unbemerkt gleitet sie auf diese hinab, verweilt singend auf den breiten Blättern, schaukelt auf ihnen und wird vom Strome zu der Tiefe hinaus geführt, in welcher sie, gleich den gepflückten Blumen, versinkt, umflutet vom Mondschein und umtönt vom Gesang der Nixen.

Es scheint, als ob Hamlet, seine Mutter, deren Liebhaber und der nach Rache schreiende, ermordete König nur den reichen, skulpierten Rahmen für diese große Scene bilden sollten.

Wir sehen nicht Shakespeares „Hamlet“, sowie wir auch in der Oper „Faust“ nicht Goethes „Faust“ haben. Das Betrachtende ist kein Stoff für die Musik; es ist der Liebesroman in diesen beiden Tragödien, der sich zu einem Gedicht in Tönen erhebt.

Die Oper Hamlet ging über die Bühne. Ophelias Darstellerin war bezaubernd, die Sterbescene von großer Wirkung; aber Hamlet selbst erhielt an diesem Abend eine Größe, eine Charakterfülle, die mit jeder Scene wuchs. Man war verwundert über des Sängers Stimme, über die gleiche Frische in den hohen wie tiefen Tönen, und darüber, daß er mit ebenso glänzendem Erfolg Hamlet und Georg Brown singen konnte.

Die Gesangpartien in den meisten italienischen Opern sind

wie eine Bildfläche, in welche der begabte Sänger seine Seele und seinen Geist legt und dadurch die unbestimmten, bunten Farben zu den Gestalten erhebt, welche die Dichtung fordert. Wie viel schöner noch müssen sie da hervortreten, wo die Tondichtung sich auf eine klare Erkenntnis der Charaktere gründet und leiten läßt; und das haben Thomas und Gounod verstanden.

Hamlets Gestalt erhielt an diesem Abend Fleisch und Blut, sammelte und erhob sich zur Hauptperson der Dichtung. Unvergeßlich blieb jedem Zuschauer die Scene auf der Bastion, wo Hamlet zuerst seines Vaters Geist erblickt; die Scene im Schlosse, vor dem Theater, wo er dem Gift der Rede freien Lauf läßt, das Zusammentreffen mit der Mutter, während der racheschreiende Geist des Vaters vor dem Sohne steht; und schließlich, welche Macht im Gesange, welche Töne bei Ophelias Tod! War und blieb sie auch die holde Lotosblume auf dem stillen, tiefen See, so machten dessen Wogen nun einen noch größeren, überwältigenderen Eindruck auf die Seele des Zuschauers. Hamlet war an diesem Abend Hauptperson. Der Triumph war vollständig.

„Woher nimmt er nur alles dies?" sagte die reiche Frau des Großhändlers und dachte an Peters Eltern und die Großmutter im Bodenstübchen. „Der Vater war Packträger gewesen, brav und ehrlich, er war auf dem Felde der Ehre gefallen; die Mutter wusch — aber daher hatte der Sohn keine Bildung erhalten; aufgewachsen war er in einer Armenschule — und welche höhere Kenntnisse hatte er sich denn bei einem Aufenthalt von wenigen Jahren bei einem Privatlehrer auf dem Lande aneignen können!"

„Das ist Genie," sagte der Großhändler, „Geist! der wird angeboren — durch Gottes Gnade."

„Ja, gewiß," sagte seine Frau, und faltete die Hände. Und als sie Peter traf, sagte sie: „Bedenken Sie auch mit recht demütigem Herzen, was Sie empfangen haben? Der Himmel ist Ihnen unbegreiflich gnädig gewesen! Alles ist seine Gabe! Sie wissen nicht, wie ergreifend Ihr Hamlet ist! Sie haben ganz gewiß keine Vorstellung davon. Ich habe gehört, daß manche große Dichter auch nicht wußten, wie Herrliches sie geschaffen, die Philosophen mußten es ihnen erst erklären. Woher haben Sie Ihren Hamlet genommen?"

„Ich habe über den Charakter nachgedacht, einen Teil von dem gelesen, was über die Shakespearesche Dichtung geschrieben ist, und mich dann auf der Bühne ganz und gar in die

Persönlichkeit und Begebenheiten hinein gelebt — ich gebe meinen Teil, und unser Herrgott giebt das übrige!"

„Unser Herrgott!" sagte sie mit halb vorwurfsvollem Blick, „brauchen Sie hier nicht diesen Namen! Er schenkte Ihnen Begabung, aber Sie können doch nicht glauben, daß er etwas mit dem Theater und der Oper zu thun hat!"

„Ja, gewiß!" erwiderte Peter freimütig. „Das Theater ist auch eine Kanzel für die Menschen, und die meisten sind da aufmerksamer, als in der Kirche."

Sie schüttelte den Kopf. „Gott ist mit uns in allem Schönen und Guten, aber wir sollen wohl darauf achten, daß wir seinen Namen nicht mißbrauchen. Es ist eine Gnadengabe, ein großer Künstler zu werden, aber es ist doch noch besser, ein guter Christ zu sein." Felix würde niemals in ihrer Gegenwart das Wort Theater und Kirche zusammen genannt haben, das wußte sie und war froh darüber.

„Nun haben Sie es mit Mama verdorben!" sagte Felix lächelnd.

„Das war gewiß nicht meine Absicht!"

„Kümmern Sie sich nicht darum! Sie gelangen wieder zu Gnaden, wenn Sie Sonntag zur Kirche gehen. Stellen Sie sich hinter ihren Stuhl und sehen Sie zu der Empore zur rechten Seite hinauf; da finden Sie ein Gesichtchen, das wohl der Mühe wert ist zu betrachten — die Tochter der verwitweten Freifrau. Das ist wohlgemeinter Rat! und ich will Ihnen noch einen in den Kauf geben: Sie können da nicht länger wohnen, wo Sie jetzt wohnen. Ziehen Sie in eine größere Wohnung mit einer ordentlichen Treppe! oder wenn Sie nicht vom Gesanglehrer fort wollen, so sorgen Sie dafür, daß er besser wohnt. Er hat Vermögen, und Sie haben recht gute Einkünfte. Sie müssen auch Einladungen erlassen, eine Abendgesellschaft geben; ich könnte dies selbst thun und werde es auch thun, aber Sie können einige der kleinen Tänzerinnen einladen! — Sie sind ein glückliches Menschenkind! Aber ich glaube, bei Gott, daß Sie noch nicht verstehen, ein junger, lebenslustiger Kerl zu sein!"

Aber das war's gerade, was Peter sehr gut verstand, freilich auf seine eigene Weise. Mit ganzem vollem, warmem, jungem Herzen liebte er die Kunst, sie war seine Braut, sie erwiderte seine Liebe, erhob ihn zu Sonnenschein und Freude. Der Mißmut, der ihn niedergedrückt hatte, verschwand schnell, milde Augen blickten ihn an, alle kamen ihm freundlich und teilnehmend entgegen. Das Bernsteinherz, welches er noch immer

auf der Brust trug, war gewiß ein Talisman, ja, das glaubte er, denn ganz frei von Aberglauben, Kinderglauben kann man es auch nennen, war er nicht. Jede geniale Natur hat etwas davon, sieht auf und vertraut seinem Stern. Großmutter hatte ihm die Kraft gezeigt, die im Bernsteinherzen lag, die trug er bei sich; sein Traum hatte ihm gezeigt, wie aus dem Bernsteinherzen ein Baum empor wuchs, der Decke und Dach sprengte und tausende von Herzen trug aus Silber und Gold. Das bedeutete gewiß, daß in dem Herzen, seinem eignen warmen Herzen, seine Macht als Künstler lag, womit er tausendmal tausend Herzen gewann und noch gewinnen würde.

Zwischen ihm und Felix bestand unzweifelhaft eine Art Sympathie, so ungleich sie auch einander waren. Peter nahm an, diese Verschiedenheit beruhe darauf, daß Felix, als eines reichen Mannes Sohn, unter Versuchungen aufgewachsen war, und ein Vergnügen daran gefunden hatte, sie zu kosten; er, als Kind armer Leute, hatte sich dagegen in glücklicherer Stellung befunden.

Die beiden Kinder des Hauses nahmen indes an Größe zu. Felix sollte bald Kammerjunker werden, und das ist die erste Stufe zum Kammerherrn, dann bekommt man den goldenen Schlüssel hinten zu tragen. Peter, immer der Glücklichere, besaß denselben schon, aber unsichtbar, den Goldschlüssel des Genies, der die Thür zu allen Schätzen der Erde und zu allen Herzen öffnet.

XV.

Es war noch Winterzeit, die Schlittenglocken klangen, die Luft war voller Schneestaub; aber wo ein Sonnenstrahl hervorbrach, da verkündete er Frühling. Es duftete und tönte in der jungen Brust, es erklang in malenden Tönen, die sich zum Liede gestalteten:

„Es ruht die Erde in Hüllen von Schnee,
Die Eisbahn glänzt auf dem weiten See,
Noch hängt der Rauhfrost in allen Bäumen,
Doch morgen wird er das Feld schon räumen,
Und durch der Wolken düstres Grau
Blickt schelmisch des Himmels heitres Blau.
Horch! Frühlingsjubel in allen Landen!
Spielt auf, Musikanten!
Stimmt ein, ihr Vöglein fern und nah!
Der Winter entflieht, und der Frühling ist da!

Und sieh, wie der Wald vom Schlaf erwacht!
Auf sprangen die Knospen wohl über Nacht,
Und Sonnenschein küßte die Erde verstohlen:
Da sprossen schon Primeln und Märzviolen.
Der Kuckuck ruft, er sagt dir wahr:
Du sollst noch leben gar manches Jahr,
Jung sein und dich des Lebens freuen!
So juble dem Maien
Entgegen, mein Herze, froh und frei:
Die Tage der Jugend sind niemals vorbei!

Ja, ewig grün ist der Jugend Baum,
Und das Erdenleben ein Feentraum!
Eine ganze Welt der Freuden und Schmerzen
Liegt in dem kleinen Menschenherzen,
Eine Schöpfung, in ewiger Jugendpracht
Von Gott nach seinem Bilde gemacht.
Und kommt der Frühling über die Lande,
So wirf ab die Bande
Der Schwermut, mein Herz und juble frei:
Nie sind die Tage der Jugend vorbei!"

„Das ist ein ganzes Tongemälde," sagte der Gesanglehrer, „und sehr wohl für Chor und Orchester geeignet. Es ist das beste von all deinen bis jetzt verfaßten Stimmungsstücken. Du mußt wirklich Generalbaß lernen, obgleich es nicht deine Bestimmung ist, Komponist zu werden."

Junge Musikfreunde führten indes das Lied bald in einem großen Konzert auf, wo es allerdings Aufmerksamkeit, aber keine großen Hoffnungen erweckte. Unsers jungen Freundes Laufbahn lag nun offen vor ihm; seine Größe und Bedeutung lag nicht nur in dem sympathischen Wohllaut seiner Stimme, sondern auch in seiner bedeutenden dramatischen Begabung; das hatte er als Georg Brown und Hamlet bewiesen. Er zog übrigens die eigentliche Oper dem Singspiel vor, sein gesunder, natürlicher Geschmack lehnte sich gegen diesen Wechsel zwischen Gesang und Rede und wiederum Rede und Gesang auf; „es ist," sagte er, „als wenn man von Marmortreppen auf Holztreppen, ja oft auf eine Hühnerleiter kommt, und dann wieder auf Marmortreppen. Die ganze Dichtung muß durch und durch in Tönen atmen und leben."

Die Zukunftsmusik, wie diese neuere Richtung in der Oper genannt wird, und für die besonders Wagner bahnbrechend

geworden, erhielt in unserm jungen Freunde einen Verteidiger und Bewunderer. Hier fand er die Charaktere so klar gezeichnet, die Recitative so klangreich, die ganze Handlung dramatisch fortschreitend, ohne jeden Stillstand durch unaufhörlich wiederkehrende Melodien. „Diese eingeflickten Arien sind doch ganz unnatürlich!“

„Ja, die eingeflickten,“ sagte der Gesanglehrer, „aber wenn sie, wie dies bei den meisten großen Meistern der Fall ist, als ein würdiger Teil aus dem Ganzen empor wachsen, da sind sie am Platze, oder wir würden sie vermissen. Wenn die Lyrik irgendwo ein Heim besitzt, so ist dies in der Oper der Fall!“ und er nannte Don Ottavios Arie im Don Juan: Thränen vom Freunde getrocknet; „gleicht sie nicht einem Waldsee, an dessen Rande wir weilen, während über uns der Tonwald rauscht? Ich beuge mich vor dem Guten und Richtigen der neuen musikalischen Richtung, aber ich tanze nicht mit den andern um ihr goldenes Kalb. Was du da sagst, ist auch nicht deines Herzens Meinung, oder es ist dir selbst noch nicht ganz klar geworden!“

„Ich will in einer von Wagners Opern auftreten!“ sagte Peter, „kann ich es nicht in Worten, so will ich doch durch Gesang und Spiel meines Herzens Gedanken und Urteil beweisen.“

Die Wahl fiel auf Lohengrin, den jungen, geheimnisvollen Ritter, der in dem vom Schwane gezogenen Nachen den Scheldefluß heraufgeschwommen kommt, um für Elsa von Brabant zu kämpfen. Wer hätte wohl wie er gesungen oder das Lied der ersten Begegnung wiedergegeben, die Herzenszwiesprache im Brautgemach und den Abschiedsgesang, als die weiße Taube des heiligen Grals den jungen Ritter umflatterte, der kam, siegte und — verschwand.

Der Abend wurde für unsern jungen Freund ein äußerlicher Schritt vorwärts in Größe und Bedeutung, und für den Gesanglehrer ein Schritt vorwärts in der Erkenntnis der Zukunftsmusik.

XVI.

Peter und Felix begegneten einander eines Tages in der alljährlichen großen Gemäldeausstellung vor dem Porträt einer jungen, schönen Dame, der Tochter der verwitweten Freifrau, deren Salon der Sammelplatz war für die vornehme Welt und jedes bedeutendere Talent, sei es in Kunst oder Wissenschaft. Das junge Mädchen war im sechzehnten Jahre, ein

unschuldiges, entzückendes Kind; das Porträt war ähnlich und künstlerisch ausgeführt.

„Gehen Sie in den Saal nebenan,“ sagte Felix, „da befindet sich die junge Schönheit mit ihrer Mutter.“

Sie standen in Betrachtung eines charakteristischen Bildes versunken; es stellte die Campagna vor, wo ein junges Ehepaar auf demselben Pferde geritten kommt, indem sie einander umfassen. Die Hauptfigur bildete indes ein junger Mönch, der die beiden glücklichen Menschen betrachtet. Es lag ein trauriger, träumerischer Ausdruck auf dem Antlitz des jungen Mannes, man las darin seine Gedanken, die Geschichte seines Lebens: ein verfehltes Ziel, ein verlorenes Glück! Das höchste menschliche Glück in der Liebe war ihm nicht zu teil geworden!

Die Freifrau bemerkte Felix, der sich ehrerbietig vor ihr und ihrer Tochter verneigte; Peter bewies dieselbe freundliche Höflichkeit. Die Freifrau erkannte ihn sofort von der Bühne wieder, und nachdem sie mit Felix gesprochen, sprach sie auch zu Peter einige verbindliche Worte, indem sie seine Hand drückte:

„Ich und meine Tochter gehören zu der Zahl Ihrer Bewunderer.“

Wie vollendet schön war doch die junge Dame in diesem Augenblick! Sie sah ihn mit ihren klaren, milden Augen, fast mit einem Ausdruck von Dankbarkeit an.

„Ich sehe in meinem Hause,“ sagte die Freifrau, „die meisten bedeutenderen Künstler. Wir Alltagsmenschen fühlen das Bedürfnis einer Geistesauffrischung; Sie sind bei uns herzlich willkommen! unser junger Diplomat,“ sie wies auf Felix, „wird Sie das erste Mal bei uns einführen, später, hoffe ich, werden Sie den Weg selbst finden.“

Sie lächelte ihm zu, das junge Mädchen reichte ihm die Hand, freundlich und herzlich, als ob sie einander lange gekannt hätten.

Im Spätherbst, an einem kalten, feuchten Abend, traten die beiden jungen Männer aus des reichen Großhändlers Hause. Es war ein Wetter zu fahren und nicht darin zu gehen für den Sohn des reichen Mannes und den ersten Sänger der Bühne; gleichwohl gingen sie, wohl versehen mit Überschuhen an den Füßen und Beduinenmützen auf dem Kopfe.

Aus der rauhen, kalten Luft in die luxuriöse und geschmackvolle Wohnung zu kommen, war wie ein Feenmärchen. Auf

dem Vestibül vor der mit Teppichen belegten Treppe prunkte ein Parterre von Blumen zwischen Sträuchern und Palmen; ein kleiner Springbrunnen plätscherte im Grünen, von hohen Callas umgeben.

Der große Salon war prächtig erleuchtet und ein großer Teil der Gesellschaft bereits versammelt. Es entstand sofort ein Gedränge, man trat auf Seidenschleppen und Spitzen, umbraust vom klingenden Mosaik der Konversation, im allgemeinen gewiß das am wenigsten Wertvolle der ganzen Herrlichkeit.

Wäre Peter eitel gewesen, was er nicht war, so hätte er sich einbilden können, daß das Ganze ein Fest für ihn wäre, so herzlich war der Empfang von seiten der Freifrau und ihrer von Lebensfreude strahlenden Tochter. Jüngere und ältere Damen, ja auch die Herren, sagten ihm Artigkeiten. Die Freifrau war die aufmerksamste Wirtin, und führte in ihrem Salon das Scepter auf gleich geistreiche wie herzliche Weise.

Das war der Eintritt in die große Welt. Sehr bald wurde unser junger Freund auch einer der Auserwählten im engeren Familienkreise.

Der Gesanglehrer schüttelte den Kopf und lachte.

„Du bist jung, lieber Freund!" sagte er, „daß es dir Freude machen kann unter diesen Menschen zu weilen! Sie mögen an und für sich recht gut sein, aber uns Nichtadelige sehen sie über die Schultern an. Für einige unter ihnen ist es nur eine Sache der Eitelkeit, ein Zeitvertreib, und für andere eine Art Beweis von Bildung, wenn sie Künstler und die für den Augenblick Gefeierten in ihrem Kreise empfangen; sie gehören in ihren Salon wie die Blumen ins Wasserglas, sie prunken und werden dann fortgeworfen!"

„So bitter und ungerecht!" sage Peter. „Sie kennen diese Menschen nicht und wollen sie nicht kennen!"

„Nein," entgegnete der Gesanglehrer. „Ich gehöre nicht zu ihnen! du auch nicht! dessen sind sie sich bewußt; das wissen sie alle zusammen. Sie klatschen dir Beifall und bewundern dich, wie man das Rennpferd beklatscht und bewundert, das den Preis gewinnen soll. Du gehörst zu einer andern Rasse wie sie! Sie werden dich deiner Wege gehen lassen, wenn du nicht mehr in der Mode bist! Begreifst du das nicht? Du bist nicht stolz genug! — Du bist eitel, und das zeigst du, indem du diese Vornehmen aufsuchst."

„Wie ganz anders würden Sie reden und urteilen," sagte Peter, „wenn Sie die Freifrau und einige meiner neuen Freunde kennten!"

„Ich werde sie nie kennen lernen!" sagte der Gesanglehrer.

„Wann soll die Verlobung proklamiert werden?" fragte Felix eines Tages. „Ist es die Mutter oder die Tochter?" und er lachte. „Nehmen Sie nicht die Tochter, denn dann haben Sie die ganze adelige Jugend gegen sich; selbst ich würde Ihr Feind, und der allerblutigste werden!"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Peter.

„Nun, Sie sind ja der Bevorzugte! Sie können kommen und gehen, wann Sie wollen! Mit der Mutter bekommen Sie Vermögen und heiraten in eine gute Familie!"

„Hören Sie auf mit solchen Scherzen!" rief Peter. „In dem, was Sie sagen, liegt durchaus keine Munterkeit!"

„Es soll auch nicht lustig sein!" sagte Felix. „Das ist der bitterste Ernst! Sie werden doch nicht Ihre Gnaden sitzen lassen und trauern — doppelt verwitwet!"

„Mischen Sie nicht den Namen der Freifrau mit solchem Geschwätz!" sagte Peter. „Machen Sie sich lustig über mich, aber über mich allein, so will ich Ihnen Rede stehen!"

„Niemand wird glauben, daß es von Ihrer Seite eine Heirat aus Neigung ist!" fuhr Felix unbekümmert fort. „Sie ist schon ein wenig über die Schönheitsgrenze hinaus — man lebt nicht nur von Geist!"

„Ich hätte Ihnen mehr Verstand und Bildung zugetraut," sagte Peter, „als daß Sie auf solche Weise von einer Dame sprechen könnten, der Sie Hochachtung schuldig sind, und deren Haus Sie besuchen. Ich werde dies nicht länger dulden!"

„Was wollen Sie denn machen?" fragte Felix, „wollen Sie sich mit mir schlagen?"

„Ich weiß, daß Sie das gelernt haben, aber ich kann es auch lernen," und er verließ Felix.

Einige Tage später begegneten sie sich wieder, die Kinder des Hauses, der Sohn vom ersten Stockwerk und der Sohn vom Bodenstübchen. Felix redete Peter an, als ob kein Bruch zwischen ihnen stattgefunden; dieser antwortete höflich aber kurz.

„Was soll dies bedeuten?" sagte Felix. „Wir beiden waren neulich ein wenig uneins; aber ein wenig Scherz muß mit im Spiele sein; darin liegt nichts Kränkendes! Ich liebe es nicht,

mich um Kleinigkeiten zu raufen, darum lassen Sie uns verzeihen und vergessen!"

„Können Sie sich den Ton verzeihen, in welchem Sie von einer Dame gesprochen haben, der wir beide Hochachtung schuldig sind?"

„Ich sprach ganz artig!" sagte Felix, „in der vornehmen Welt kann man auch scharf wie ein Messer reden, aber man meint es nicht so schlimm. Das ist Salz zum ‚faden Fisch des Alltagslebens,' wie der Dichter sagt. Wir sind alle ein wenig boshaft. Sie können auch ganz gut sticheln, auch Sie, mein Freund, und einen kleinen, unschuldigen Pfeil abschießen, der Schmerz verursacht!"

Bald sah man die beiden Arm in Arm. Felix wußte nur zu gut, daß manche schöne, junge Dame, die sonst an ihm vorbeiging ohne ihn anzusehen, jetzt die Aufmerksamkeit auf ihn heftete, wenn er mit dem Ideale von der Bühne ging. Das Licht der Lampen wirft auf den Helden und Liebhaber des Theaters immer einen verschönenden Schimmer, es umleuchtet ihn auch dann noch, wenn er sich beim Tageslicht auf der Straße zeigt, verlischt aber nicht selten hier. Die meisten Künstler der Bühne gleichen dem Schwan; man muß ihn in seinem Element sehen, nicht auf dem Straßenpflaster, nicht auf den öffentlichen Promenaden. Es giebt indessen Ausnahmen, und zu diesen gehörte unser junger Freund. Seine Persönlichkeit störte außerhalb der Bühne nicht das Bild, welches man sich von ihm als Georg Brown, Hamlet oder Lohengrin machte. — Es waren diese Gestalten der Dichtung und der Töne, die manches junge Herz mit dem Darsteller selbst verschmolz und zum Ideale erhob. — Er wußte dies und empfand eine Art Behagen dabei. Er war glücklich über seine Kunst und die Gaben, die er besaß, sie auszuüben; doch kam es manchmal vor, daß ein Schatten sich über das jugendfrohe Gesicht senkte, und dann erklang vom Piano die Melodie zu den Worten:

„Rauh wehen die Stürme von Norden,
Und Jugend und Liebe und Glück
— Alles verweht mit den Winden
Und kehret niemals zurück!"

„So wehmütig!" sagte die Freifrau. „Sie genießen das Glück im vollsten Maße! ich kenne niemand, der so glücklich ist wie Sie!"

„Preise niemanden vor dem Tode glücklich, sagt der weise

Solon," entgegnete er und lächelte wehmütig: „es wäre unrecht, eine Sünde, wenn ich mein Herz nicht von Dankbarkeit und Freude erfüllt fühlte! Ich bin nicht unempfänglich dafür. Ich empfinde Dankbarkeit für das, was mir anvertraut ist, aber ich schätze es doch auf andere Weise wie andere. Es ist ein schönes Feuerwerk, welches aufsteigt und erlischt! Das Werk des darstellenden Künstlers ist vergänglich. Die ewig leuchtenden Sterne können über den Meteoren des Augenblicks vergessen werden, aber sobald sie erloschen sind, findet man außer einigen alten Aufzeichnungen keine Spur von ihnen. Ein neues Geschlecht kennt sie nicht mehr und kann sich keinen Begriff von denen machen, die von der Bühne herab ihre Vorfahren entzückten; die Jugend jubelt vielleicht ebenso stürmisch und warm über den Glanz von Messing, wie die Alten über den Glanz echten Goldes. Weit glücklicher als der Künstler der Bühne ist in dieser Hinsicht der Dichter, der Bildhauer und der Komponist. Sie können sich bei Lebzeiten in geringen Verhältnissen befinden, der berechtigten Anerkennung entbehren, während die Darsteller ihres Werkes im Übermut des Genusses und der Vergeudung leben. Mag die Menge den glänzenden Schein bewundern und die Sonne vergessen! der Schein erlischt, die Sonne scheint und strahlt für neue Geschlechter."

Er setzte sich ans Piano und phantasierte gedankenvoll, mächtig, ergreifend wie nie zuvor.

„Wunderbar schön!" rief die Freifrau aus. „Das war, als ob ich die Geschichte eines ganzen Lebens hörte. Sie gaben uns das Hohelied des Herzens in Tönen!"

„Ich dachte dabei an ‚Tausend und eine Nacht'," sagte das junge Mädchen, „an die Wunderlampe, an Aladin!" und sie sah mit unschuldigen, thränengefüllten Augen vor sich hin.

„Aladin!" wiederholte er.

Dieser Abend war ein Wendepunkt in seinem Leben. Ein neuer Abschnitt begann.

Was ging mit ihm vor in diesem dahinfliegenden Jahre? Seine Wangen verloren die frische Farbe, die Augen strahlten weit klarer als zuvor. Er durchwachte schlaflose Nächte, doch nicht bei wilden Gelagen in Saus und Braus, wie so mancher große Künstler; er war weniger mitteilsam aber fröhlicher geworden.

„Was ist es, das deine Gedanken so beschäftigt?" sagte sein Freund, der Gesanglehrer, „du vertraust mir nicht alles an!"

„Ich denke daran, wie ich glücklich bin!“ antwortete er, „ich denke an den armen Knaben! ich denke an — Aladin!“

XVII.

Im Verhältnis zu den geringen Ansprüchen, die armer Leute Kinder oft lange beibehalten, führte Peter jetzt ein vornehmes, behagliches Leben; er war so gut gestellt, daß er, wie Felix einmal sagte, seinen Freunden ganz gut ein stattliches Freudenfest geben konnte. Er dachte daran, dachte an seine beiden ältesten Freunde, Mutter und Großmutter; diesen und sich selbst bereitete er einen Festtag.

Es war das herrlichste Frühlingswetter; die Alten sollten eine Strecke weit mit ihm vor die Stadt hinausfahren und einen kleinen Landsitz besehen, den der Gesanglehrer kürzlich gekauft hatte. Als er in den Wagen steigen wollte, näherte sich ein ärmlich gekleidetes Frauenzimmer von etwa dreißig Jahren; sie streckte eine Liste vor, die von Frau Hof rekommandiert und an der Spitze unterzeichnet war.

„Kennen Sie mich nicht?“ sagte die Frau. „Man *nannte* mich den kleinen Lockenkopf! Die Locken sind dahin, es ist viel dahin, aber es giebt noch gute Menschen. Wir beiden haben im Ballett mitgewirkt. Ihnen ist es besser geglückt als mir; Sie sind nun ein mächtiger Mann! Ich bin von zwei Männern geschieden und nicht mehr am Theater angestellt!“

Ihre Liste hatte zum Zweck, sie in Besitz einer Nähmaschine zu setzen.

„In welchem Ballett haben wir beiden mitgewirkt?“ fragte Peter.

„Im ‚Tyrannen von Padua‘,“ erwiderte sie. „Wir waren alle beide Pagen, in blauem Sammet und Barett; erinnern Sie sich nicht mehr der kleinen Malla Knallerup? Ich ging nahe hinter Ihnen in der Prozession!“

„Und traten mich gegen die Waden!“ sagte Peter lächelnd.

„Wirklich?“ sagte sie; „da machte ich wohl zu lange Schritte. Sie sind noch viel rascher vorwärts geschritten, Sie haben verstanden, die Beine im Kopfe zu brauchen!“ und in dem Glauben, ein geistreiches Kompliment gesagt zu haben, blickte sie kokett und schmeichelnd mit ihrem trübseligen Gesicht zu ihm auf.

Peter war freigebig: sie sollte ihre Nähmaschine haben, versprach er. Die kleine Malla war ja auch eine von denen gewesen, die ihn vom Ballett fort und auf eine glücklichere Bahn getrieben hatten.

Bald hielt der Wagen vor dem Hause des Großhändlers, und Peter stieg die Treppen hinauf zur Mutter und Großmutter; die waren beide in ihren besten Kleidern und hatten zufällig Besuch von Frau Hof, die sogleich eingeladen wurde mitzufahren, wodurch sie in einen schweren Kampf mit sich selbst geriet, der damit endete, daß sie an Herrn Hof einen Boten sandte mit der Nachricht, daß sie die Einladung angenommen habe.

„Wie herrschaftlich man fährt!" sagte die Mutter, „und in solch schönem, bequemen Wagen!" sagte Großmutter.

„Und wie viele feine Grüße Peter bekommt!" sagte Frau Hof.

Nahe vor der Stadt, nicht weit vom königlichen Park, lag ein kleines, freundliches Haus, ganz von Weinlaub und Rosen, Haselsträuchern und Obstbäumen umgeben. Hier hielt der Wagen, das war das Landhaus. Hier wurden sie von einem alten Mädchen empfangen, der Mutter und Großmutter wohl bekannt, die oft beim Waschen und Bügeln geholfen hatte.

Der Garten wurde besehen; das Haus wurde besehen. Ja, da war insonderheit ein ganz entzückendes kleines Glashaus mit herrlichen Blumen; es stand mit dem Wohnzimmer in Verbindung. Die Thür dazwischen konnte ohne weiteres in die Wand hinein geschoben werden. „Das ist eine Kulisse!" sagte Frau Hof. „Man kann sie hinter sich zuziehen, und dann sitzt man da wie in einem Vogelbauer. Das nenne ich einen Wintergarten!"

Das Schlafzimmer war in seiner Art ebenso behaglich. Lange Gardinen vor den Fenstern, weiche Fußmatten und zwei Lehnstühle, so bequem, daß die Mutter und Großmutter sie versuchen mußten.

„Man wird ganz träge, wenn man darin sitzt!" sagte die Mutter.

„Man vermißt seine Arbeit!" sagte Frau Hof. „Ja, hier könnt ihr beiden Musikanten in Behaglichkeit schwimmen nach euren Theatermühseligkeiten. Die habe ich auch erprobt! Ja, denke nur, ich kann jetzt noch träumen, daß ich Battements mache, und Hof macht mir zur Seite Battements! ist das nicht himmlisch? zwei Seelen, ein Gedanke!"

„Hier ist frischere Luft und mehr Raum als in den beiden kleinen Stübchen auf dem Boden!" sagte Peter mit strahlenden Augen.

„Ja wohl," sagte die Mutter. „Aber daheim ist es auch schön; da habe ich dich geboren und mit deinem Vater zusammen gelebt!"

„Hier ist es besser!“ sagte Großmutter. „Dies ist eine richtige Herrschaftswohnung! Ich gönne sie dir und dem unvergleichlichen Manne, dem Gesanglehrer, diese Friedenswohnung.“

„Und ich gönne sie dir, Großmutter, und dir, liebe, gute Mutter! Ihr beide sollt hier wohnen und nicht mehr wie zuvor in der Stadt viele Treppen steigen und es so klein und ärmlich haben. Ihr sollt hier draußen eine hilfreiche Hand haben und mich ebenso oft sehen, wie vorher in der Stadt. Freut ihr euch darüber, seid ihr zufrieden?“

„Was redet der Junge da?“ sagte die Mutter.

„Das Haus, der Garten, alles ist dein, Mutter, dein, Großmutter! ich habe danach gestrebt, euch das verschaffen zu können, und mein Freund, der Gesanglehrer, hat mir treulich zur Seite gestanden, es ins Werk zu setzen!“

„Aber was sagst du da alles, Kind!“ rief die Mutter aus. „Du willst uns ein Herrschaftshaus schenken! Du lieber Junge, du thätest es gern, wenn du könntest!“

„Das ist der glücklichste Augenblick in meinem Leben!“ rief Peter und umarmte sie alle drei.

Nun mußten sie alles noch einmal besehen, es war ja nun ihr eigen. Statt des Brettes mit den fünf oder sechs Blumentöpfen außen am Dach hatten sie nun das kleine, zierliche Gewächshaus; statt des Speiseschrankes war hier eine luftige Speisekammer und in der Küche war ein ordentlicher kleiner Feuerherd. Das Eßzimmer war mit einem Ofen mit Kocheinrichtung versehen, er sähe aus wie ein großes, blankes Plätteisen, sagte die Mutter.

„Nun habt ihr auch eine Ofenecke bekommen, wie ich,“ sagte Frau Hof. „Hier ist es königlich! Ihr habt alles, was Menschen auf Erden erreichen können, und du auch, mein lieber, verehrter Freund!“

„Nicht alles!“ sagte Peter.

„Die kleine Frau kommt noch!“ sagte Frau Hof. „Ich habe schon eine für dich! ich ahne, wer sie ist; aber ich werde schon den Mund halten! Du unvergleichlicher Mensch! Ist das nicht wie im Ballett, gerade wie im Ballett?“ Sie lachte mit Thränen in den Augen, und das thaten auch die Mutter und Großmutter.

XVIII.

Text und Musik zu einer Oper zu schreiben und selbst deren Darsteller auf der Bühne zu sein, das war ein großes

und herrliches Ziel. Ein Talent hatte unser junger Freund mit Wagner gemeinsam: selbst die dramatische Dichtung aufzubauen; aber besaß er auch die tiefe, musikalische Stimmung, die erforderlich ist, um ein Tonwerk von Bedeutung zu schaffen?

Mut und Mißmut wechselten. Er konnte sich dieses „herrschenden Gedankens“ nicht erwehren. Seit Jahr und Tag schwebte er als Phantasiebild vor seinen Augen; nun ward er zur Möglichkeit, zum Lebensziel. Manche freie Phantasie auf dem Piano war von ihm als ein Zugvogel von den Gestaden dieser Möglichkeit begrüßt worden. Die kleinen Romanzen, jenes charakteristische Frühlingslied, sie bewohnten jenes noch unentdeckte Land der Töne. Die Freifrau erkannte darin dasselbe Zeichen, wie Columbus in den frischen Zweigen, welche die Meerströmung ihm entgegentrug, ehe er das Land selbst am Horizont erblickt.

Dort lag das Land! Das Kind des Glückes sollte es erreichen! Ein dahingeworfenes Wort wurde der Keim zum ersten Gedanken, sie, das schöne, junge, unschuldige Mädchen hatte das Wort ausgesprochen: Aladin!

Unser junger Freund war ein Glückskind wie Aladin; das stand in jenem Augenblicke klar vor ihm. Mit Verstand und Interesse las er die schöne orientalische Dichtung wieder und immer wieder; bald gewann sie dramatische Form, Scene auf Scene wuchs empor in Wort und Musik, und wie die Handlung fortschritt, so wurden die musikalischen Gedanken reicher; gegen den Schluß der Dichtung glichen sie einem Tonbrunnen, der neu erschlossen den ganzen reichen, frischen Springquell ausströmte. Er komponierte seine Arbeit aufs neue durch, und dann trat nach Verlauf von Monaten in kräftigerer Gestalt die Oper Aladin hervor.

Niemand wußte etwas von diesem Werk; niemand hatte auch nur einen Takt davon vernommen, nicht einmal der teilnehmendste von allen seinen Freunden, der Gesanglehrer. Wenn der junge Sänger am Abend durch seine Stimme und sein herrliches Spiel die Zuhörer hingerissen hatte, so kam es niemand in den Sinn, daß der junge Mann, den man so ganz in seiner Rolle leben und atmen sah, noch viel innerlicher in einem gewaltigen Tonwerk lebte und sich darein versenkte, ein Tonwerk, das seiner eignen Seele entströmte.

Der Gesanglehrer hatte keinen Takt der Oper „Aladin“ gehört, ehe sie vollendet in Text und Noten zum Durchlesen auf seinen Tisch gelegt wurde. Welches Urteil würde er

fällen? gewiß ein strenges, gerechtes. Der junge Komponist schwankte zwischen den schönsten Hoffnungen und dem Gedanken, daß das Ganze auch nur eine schöne Selbsttäuschung sein könnte.

Zwei Tage verflossen; kein Wort wurde in dieser wichtigen Sache gewechselt. Endlich stand der Gesanglehrer vor ihm mit der Partitur in der Hand, die er nun durchstudiert hatte. Es lag ein eigentümlicher Ernst auf seinem Antlitz; wie war der zu deuten?

„Das hatte ich nicht erwartet!" sagte er. „Das habe ich dir nicht zugetraut! Ja, ich bin noch jetzt zu keinem klaren Urteil gelangt, welches ich auszusprechen wagte. Es sind noch hier und da Fehler in der Instrumentation — Fehler, die sich verbessern lassen. Es finden sich auch verschiedene kühne und neue Wendungen darin, die man nur bedingungsweise als berechtigt anerkennen kann! Wie man bei Wagner eine Einwirkung von Karl Maria von Weber bemerken kann, so findet sich bei dir der Einfluß Haydns. Das Neue in deiner Komposition steht mir noch fern, du selbst stehst mir zu nahe, so daß ich nicht der rechte Richter bin. Ich will auch nicht urteilen; — umarmen will ich dich!" rief er in überströmender Freude aus. „Wie hast du das vermocht!" und er schloß ihn in seine Arme. „Glücklicher Mensch!"

Schnell breitete sich in der Gesellschaft und durch die Zeitungen in der Stadt das Gerücht aus von der neuen Oper des jungen, gefeierten Sängers der Bühne.

„Ein schlechter Schneider," sagten einige, „der nicht aus Lappen vom Schneidertisch eine Kinderjacke zusammenflicken kann!"

„Den Text schreiben, ihn komponieren und schließlich selbst singen!" sagten andere, „das ist Genie drei Stockwerke hoch! aber er ist ja noch höher geboren — auf dem Dachboden!"

„Es stecken zwei dahinter, er und der Gesanglehrer," sagte man. „Nun schlagen sie gemeinsam die Lärmtrommel zu gegenseitiger Bewunderung."

Die Oper wurde zum Einstudieren ausgegeben. Die Mitspieler wollten keine Meinung äußern. „Man soll nicht sagen, daß das Urteil vom Theater ausgeht!" sagten sie, und fast alle zeigten ernsthafte Gesichter, die keine Hoffnung durchschimmern ließen.

„Das Stück ist geistreich, brillant und voll Melodie und Charakterstärke!" ja, so meinten einige.

„Morgen um diese Zeit ist das Schafott errichtet!“ sagte Peter. „Das Urteil ist vielleicht schon jetzt gefällt.“

„Einige sagen, daß es ein Meisterwerk ist,“ sagte der Gesanglehrer, „andere nennen es ein Machwerk.“

„Und wo liegt die Wahrheit?“

„Die Wahrheit!“ entgegnete der Gesanglehrer, „ja, sage sie mir! Sieh den Stern dort oben! nenne mir genau seinen Platz! Schließe dein eines Auge! Betrachte ihn jetzt nur mit deinem andern Auge! Der Stern hat sich bewegt, einen andern Platz eingenommen. Wenn schon das Auge desselben Menschen so ungleich sieht, wie ungleich muß dann erst die große Menge sehen!“

„Komme was da will!“ sagte unser junger Freund. „Ich muß meinen Platz in der Welt kennen, wissen was ich ausrichten kann, oder was ich unterlassen muß.“

Der Abend kam, der entscheidende Abend.

Ein gefeierter Künstler sollte noch höher erhoben, oder in seinem gigantischen, vermessenen Ringen gedemütigt werden; Triumph oder Fall. Es war ein Ereignis von Bedeutung für die ganze Stadt. Die Menge stand die ganze Nacht auf der Straße vor dem Billetcomptoir, um Plätze zu erhalten. Das Haus war überfüllt. Die Damen kamen mit großen Bouquets; sollten die wieder heim getragen werden, oder vor des Siegers Füße fallen?

Die Freifrau und ihre junge, schöne Tochter saßen in der Loge über dem Orchester. Unter den Zuschauern herrschte eine Unruhe, ein Flüstern, eine Lebhaftigkeit, die plötzlich verstummte, sobald der Kapellmeister seinen Platz einnahm und die Ouverture begann.

Wer kennt nicht Henselts Gesangstück: „Wenn ich ein Vöglein wär,“ welches gleichsam ein jubelndes Vogelgezwitscher vorstellt; hier war etwas Verwandtes: jubelnde, spielende Kinder, frohe Kinderstimmen, Ton um Ton accompagnierte der Kuckuck, die Drossel schlug. Das war des unschuldigen Kindersinnes Spiel und Freude, der Aladinsinn. Nun tönte ein Donnerschlag dazwischen, Nureddin übte seine Macht aus. Ein leuchtender Blitz fährt nieder und sprengt den Felsen; jubelnde, lockende Töne erschallen aus der Zaubergrotte, wo die Lampe zwischen dem Gestein glimmt, umsaust vom Flügelschlag mächtiger Geister. Jetzt klang in Waldhorntönen ein Psalmgesang, so mild und weich, als käme er von Kindermund; man hörte ein einzelnes Horn und noch eines, mehr und immer mehrere verschmolzen ihre Klänge mit denselben,

und diese erhoben sich zu einer Kraft und Fülle, als ob sie die Posaunen des Gerichts wären. Schon war die Lampe in Aladins Hand, und nun schwoll ein Meer von Tönen, als ob die Macht des Beherrschers der Geister und des Meisters der Töne dasselbe erschaffen.

Der Vorhang ging unter einem Beifallssturm in die Höhe, der unter dem Taktstabe des Kapellmeisters wie eine Fanfare klang. Ein erwachsener, schöner Knabe, groß und doch so unschuldig, spielte unter den andern Knaben — das war Aladin. Großmutter würde gleich gesagt haben: „Ja, das ist Peter, wie er zwischen dem großen Koffer und dem Kachelofen spielte und sprang, daheim in unserm Dachstübchen; in seinem Gemüte ist er um kein Jahr älter geworden!“

Mit welchem Glauben und welcher Innigkeit sang er das Gebet, welches Nureddin ihm befahl, ehe er in das Klippengrab niederstieg, um die Lampe zu holen. Waren es nur die frommen Melodien oder die Unschuld, mit welcher sie gesungen wurden, was alle Zuhörer hinriß? Der Jubel war unendlich.

Es würde den Eindruck profaniert haben, wäre dieses Lied noch einmal gesungen; man verlangte dies, aber es geschah nicht. Der Vorhang fiel; der erste Akt war beendet.

Alle Kritik verstummte, man war erfüllt von Freude, gestimmt, nur in Dankbarkeit zu genießen.

Einige Accorde ertönten vom Orchester; der Vorhang hob sich. Tonströme wie aus Glucks „Armida“ und Mozarts „Zauberflöte“ ergriffen und entzückten die Zuhörer, als die Scene sich öffnete, wo Aladin in dem Wundergarten stand. Eine sanfte, liebliche Musik erklang von Blumen und Gestein, von Quellen und Felsklüften; die verschiedensten Melodien verschmolzen sich zu größter Harmonie. Ein Brausen vom Flügelschlage der Geister erklang im Chorgesang, es schien bald nahe und bald in weiter Ferne zu tönen, schwellend an Kraft und wieder leise verklingend. Von diesen Harmonien getragen erhob sich Aladins Gesangmonolog; gewiß das, was man eine große Arie nennt, aber in solchem Grade mit dem Charakter und der Umgebung übereinstimmend, daß sie einen notwendigen dramatischen Teil des Ganzen bildete. Die klangvolle, sympathische Stimme, diese innigen Herzenstöne durchdrangen alle und riefen eine Begeisterung hervor, die nicht höher steigen konnte, als er die Wunderlampe ergriff, umbraust vom Gesang der Geister.

Bouquets regneten von allen Seiten, ein Teppich von lebenden Blumen breitete sich zu seinen Füßen aus.

Welch ein Lebensaugenblick für den jungen Künstler, der höchste, der größte! ein herrlicherer konnte ihm nie und nirgend zu teil werden, das fühlte er. Ein Lorbeerkranz fiel vor, ihm nieder; er hatte gesehen, von welcher Hand er kam. Er sah das junge Mädchen in der Loge zunächst der Bühne aufrecht stehend wie ein Genius der Schönheit und laut jubelnd über seinen Triumph.

Ein Feuerstrom durchflutete ihn, sein Herz schwoll wie nie zuvor. Er beugte sich nieder, ergriff den Kranz, drückte ihn ans Herz — und sank im selben Augenblick zurück! Ohnmächtig? Tot? — Was war das? — — — Der Vorhang fiel.

* * *

„Tot!" hallte es durch das Haus. Tot in seiner Siegerfreude, wie Sophokles bei den Olympischen Spielen, wie Thorwaldsen im Theater unter Beethovens Symphonie. Eine Ader im Herzen war gesprungen, und endete wie mit Blitzschlag seine Tage hienieden, endete sie ohne Schmerzen, endete sie unter irdischem Jubel und während er seine irdische Sendung erfüllte.

Der Glückliche unter Millionen!

	geh. M.	geh. ₰	geb. M.	geb. ₰
Hauff, Bild d. Kaisers Nr. 124	—	25	—	50
„ Jud Süß — Sängerin Nr. 154	—	25	—	50
„ Lichtenst. Nr. 14—16	—	75	1	—
„ Märchen Nr. 54—56	—	75	1	—
„ Memoiren des Satan Nr. 122. 123	—	50	—	75
„ Phantasien . Nr. 32	—	25	—	50
„ Ritter v. Marienb. — Othello . . Nr. 159	—	25	—	50
Hebel, Alem. Ged. Nr. 121	—	25	—	50
„ Schatzkästl. Nr. 39. 40	—	50	—	75
Heine, Atta Troll. . Nr. 72	—	25	—	50
„ Buch d. Lied. Nr. 70. 71	—	50	—	75
„ Deutschland Nr. 83	—	25	—	50
„ Harzreise . . Nr. 139	—	25	—	50
„ Letzte Gedichte Nr. 78	—	25	—	50
„ Neue Gedichte Nr. 75	—	25	—	50
„ Reisebild. I. Nr. 73. 74	—	50	—	75
„ „ II. Nr. 81. 82	—	50	—	75
„ Romancero Nr. 76. 77	—	50	—	75
„ Romantische Schule Nr. 106. 107	—	50	—	75
„ Zur Gesch. d. Religion u. Philos. Nr. 104. 105	—	50	—	75
Herder, Cid . . . . Nr. 38	—	25	—	50
Homer, Ilias Nr. 85—87	—	75	1	—
„ Odyssee Nr. 45—47	—	75	1	—
Jean Paul, Quintus Fixlein Nr. 25. 26	—	50	—	75
Immermann, Oberhof Nr. 118—120	—	75	1	—
„ Tulifäntchen Nr. 209	—	25	—	50
Irving, Alhambra Nr. 198—200	—	75	1	—
Kleist, Käthchen v. H. Nr. 108	—	25	—	50
„ Michael Kohlhaas Nr. 192	—	25	—	50
„ Prinz von Homburg Nr. 127	—	25	—	50
Klönne, Aus Kindermund Nr. 161	—	25	—	50
Körner, Braut—Domino—Vetter aus Bremen Nr. 138	—	25	—	50
, Erzählungen Nr. 125	—	25	—	50
, Hedwig . . . Nr. 147	—	25	—	50
„ Leier u. Schwert Nr 53	—	25	—	50
„ Toni — Nachtwächter Nr. 137	—	25	—	50
„ Zriny . . . . Nr. 64	—	25	—	50
Lenau, Gedichte Nr. 29—31	—	75	1	—

	geh. M.	geh. ₰	geb. M.	geb. ₰
Lessing, Em. Galotti. Nr. 33	—	25	—	50
„ Laokoon Nr. 163. 164	—	50	—	75
„ Minna v. Barnh. Nr. 4	—	25	—	50
„ Nath. d. Weise Nr. 27	—	25	—	50
„ Meisterdr., (Emilia G., Minna, Nathan) Nr. 4. 27. 33	—	—	1	—
Longfellow, Evangeline Nr. 197	—	25	—	50
„ Goldene Legende Nr. 156. 157	—	50	—	75
Matthisson, Gedichte Nr. 203	—	25	—	50
Molière, Der Geizige Nr. 80	—	25	-	50
Musset, Spielt nicht mit der Liebe. (Schauspiel.) Eine venetianische Nacht. (Charakterbild) . Nr. 181	—	25	—	50
Novellenbuch, Ungarisches I. **Petöfi**, Schecken u. Falbe Nr. 134	—	25	—	50
II. **Jókai**, Fortunatus Nr. 135	—	25	—	50
III. **Beniczky-Bajza**, Sonderling. — **Csiky**, Rosenkranz. — **Mikszáth**, Martha Timar . . Nr. 136	—	25	—	50
Ovid, Verwandl. Nr. 88. 89	—	50	—	75
Petöfi, Gedichte Nr. 152. 153	—	50	—	75
Platen, Gedichte Gesamtausgabe . . Nr. 90—92	—	75	1	—
Raimund, Der Verschwender Nr. 128	—	25	—	50
Reinick, Lieder Nr. 182. 183	—	50	—	75
Saint-Pierre, Paul und Virginie . . . . Nr. 69	—	25	—	50
Schenkendorf, Gedichte Nr. 168. 169	—	50	—	75
Schiller, Die Braut von Messina . . Nr. 79	—	25	—	50
„ Don Karlos . Nr. 61	—	25	—	50
„ Fiesko . . . Nr. 146	—	25	—	50
„ Gedichte . . Nr. 1. 2	—	50	—	75
„ Jungfr. v. Orl. Nr. 43	—	25	—	50
„ Kabale und Liebe Nr. 162	—	25	—	50
„ Maria Stuart Nr. 41	—	25	—	50
„ Neffe als Onkel. 210	—	25	—	50
„ Phädra . . Nr. 158	—	25	—	50
„ Räuber . . Nr. 101	—	25	—	50
„ Tell . . . . . . Nr. 5	—	25	-	50
„ Wallenstein, I. Nr. 23	—	25	—	75
„ „ II. Nr. 24	—	25		

Fortsetzung auf Seite 4 des Umschlags

	geh.		geb.	
	M	Pf	M	Pf
Schulze, Bez. Rose . Nr 65	—	25	—	50
Scott, Ivanhoe Nr. 140-142	—	75	1	—
Scribe, Glas Wasser Nr. 126	—	25	—	50
Sealsfield, Cajütenbuch Nr. 131—133	—	75	1	—
Shakespeare, Hamlet Nr. 148	—	25	—	50
„ Heinrich IV. Nr. 149. 150	—	50	—	75
„ Julius Cäsar . Nr. 8	—	25	—	50
„ Kaufmann v. Venedig Nr. 185	—	25	—	50
„ König Lear . Nr. 175	—	25	—	50
„ Macbeth . . . Nr. 42	—	25	—	50
„ Othello . . . Nr. 174	—	25	—	50
„ Romeo u. Jul. Nr. 196	—	25	—	50
„ Sommernachtstraum Nr. 201	—	25	—	50
Sophokles, Aias . Nr. 177	—	25	—	50

	geh.		geb.	
	M	Pf	M	Pf
Tegnér, Frithjofssage Nr. 58	—	25	—	50
Tiedge, Urania Nr. 207. 208	—	50	—	75
Tolstoi, Macht der Finsternis (Drama) . Nr. 178. 179	—	50	—	75
Voß, Luise . . . . . Nr. 17	—	25	—	50
Walther v. d. Vogelw., Ged. Gesamtausg. Nr. 109. 110	—	50	—	75
do. Schulausg. Nr. 111. 112	—	50	—	75
Wartenegg, Der Verwendbare (Erzählung) . . Nr. 129	—	25	—	50
Webers Demokritos I.-IV. (Siehe Demokritos).				
Wieland, Oberon Nr. 102. 103	—	50	—	75
Zschokke, Abenteuer einer Neujahrsnacht . Nr. 13	—	25	—	50

In Prachtband mit Goldschnitt sind erschienen:

Andersen, Bilderbuch ohne Bilder . . . . . 1,— M
„ Glückspeter 1,— „
Baehr, Neues Buch d. Lieder 1,30 M
Bürger, Gedichte . 1,50 „
Chamisso, Gedichte 1,50 „
Dickens, Heimchen am Herde 1,— M
„ Weihnachtsabend 1,— „
Eichendorff, Aus dem Leben e. Taugenichts 1,— M
„ Gedichte . . 1,50 „
Fouqué, Undine . . 1,— „
Géneſtet, Gedichte . 2,— „

Goethe, Gedichte . 1,50 M
Haek, Sinngedichte. 2,— „
„ Ungar. Lyrik 2,— „
Hart, Diwan persischer Poesie 1,50 M
Hauff, Lichtenstein 1,50 „
Heine, Buch d. Lieder 1,20 „
„ Neue Gedichte 1 – „
Immermann, Oberhof 1,50 „
„ Tulifäntchen 1,— „
Irving, Alhambra 1,50 „
Klönne, Aus Kindermund 1,30 „
Lenau, Gedichte . . 1,50 „
Lessing, Meisterdr. 1,30 „

Longfellow, Evangeline 1,20 M
„ Gold. Legende 1,30 „
Matthisson, Gedichte 1,30 „
Petöfi, Gedichte . . 1,30 „
Platen, Gedichte . . 1,50 „
Reinick, Lieder . . 1,30 „
St. Pierre, Paul u. Virginie 1,— M
Schenkendorf, Gedichte 1,50 „
Schiller, Gedichte . 1,30 „
Schulze, Bez. Rose . 1,— „
Tegnér, Frithjofssage 1,20 „
Tiedge, Urania . . 1,30 „

In jedem Monat gelangt ein ergänztes Verzeichnis zur Ausgabe, welches durch jede Buchhandlung oder vom Verleger **gratis** zu beziehen ist.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien ferner:

Heinrich Heines Sämtliche Werke.

Mit Biographie von **Julius Neuper.**

Nebst Einleitungen und dem Porträt des Dichters.

Vollständig in 30 Lieferungen à 25 Pf. = Gesamtpreis 7.50 Mk.

In vier eleganten Ganzleinenbänden 10 Mark.

— Einbanddecken werden zum Preise von 50 Pfennig pro Band nachgeliefert. —

Halle a. S., im Mai 1888.

Otto Hendel, Verlagsbuchhandlung.

Andersen, Hans Christian

Der Gluckspeter

Halle/S. [1888]